Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,20 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,35 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,53 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile 20 Pfg.
Im Kreise amtliche Anzeigen 20 Pfg., andere Anzeigen 15 Pfg.
Reklamen pro Zeile 30 Pfg.
Inserate werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 69. Nebra, Sonnabend, 1. September 1917. 30. Jahrgang.

Das Jahr Hindenburg.

Am 29. August 1916 wurde die Welt durch die Mitteilung überrascht, daß der Kaiser den Chef des Generalstabes des Feldheeres, General der Infanterie v. Falkenhayn zwecks anderweitiger Verwendung von seiner Stellung enthoben und an seine Stelle den Generalfeldmarschall v. Hindenburg zum Chef des Generalstabes und den damaligen Generalleutnant Ludendorff unter Beförderung zum General der Infanterie, zum Ersten Generalquartiermeister ernannt habe. Ein lang gehegter Wunsch des deutschen Volkes ging damit in Erfüllung.

Kurz vorher waren wichtige Ereignisse in der äußeren Politik zu verzeichnen, denn am 27. August hat Italien an Deutschland den Krieg erklärt. War dieser Vorgang in militärischer Beziehung auch belanglos, so war er doch von großer Bedeutung dadurch, daß einen Tag später, im Anschluß an diese Kriegserklärung, Rumänien den Krieg gegen Österreich-Ungarn eröffnete. Deutschland sah sich nunmehr genötigt, aus diesem Grunde gleichfalls den Krieg zu erklären, da dieses Land unter treulosem Bruch der mit uns abgeschlossenen Verträge sich als Feind unserer Bundesgenossen erklärt hatte. Rumänien war allgemein als eine verhältnismäßig starke Macht bekannt, deren Feindschaft nicht leicht genommen werden konnte. Gleichsam als Gegenzug gegen diese Machenschaften der Entente wurde Deutschlands berühmtester Heerführer zum Chef des Generalstabes ernannt, damit jetzt seiner überlegenen Strategie alle Fronten gleichmäßig unterstanden. Bis zu diesem Tage hatte Hindenburg nur einen Frontabschnitt auf dem östlichen Kriegsschauplatz unter sich.

Mit der Ernennung Hindenburgs zum Generalstabschef trat eine Umänderung der Verhältnisse bemerkbar. In Rumänien wurde zwar anfangs die österreichisch-ungarische Front in Siebenbürgen elastisch zurückgebogen, um der Übermacht des Feindes auf einer kurzen Strecke Widerstand leisten zu können, aber schon wenige Wochen später begann von der Dobrudscha aus, sowie durch die siebenbürgischen Grenzpässe der siegreiche Vormarsch unserer verbündeten Truppen, deren schneller Lauf unser Heer durch die Walachei über die rumänische Hauptstadt hinweg an das Quellgebiet der Donau führte. Auch dieser neue und nicht zu unterschätzende Gegner ward siegreich überrannt.

Hindenburg bewährte sich nach zwei Richtungen hin als vorbildlicher Heerführer. Erstens als Organisator der siegreichen Verteidigung und zweitens als Führer der siegreichen Offensive. Wenn er nicht überall die Offensive als das leitenden Gedanken seiner Führung walten ließ, so liegt dies an den besonderen Umständen dieses Weltkrieges, denen er großzügigerweise Rechnung trug. Er hat nur das eine vor Augen, den endgültigen Sieg Deutschlands und einen siegreichen Frieden. Auf welchem Wege er zu diesem Ziel kommt, das läßt er von den Umständen abhängen. So hat er im Westen ganz neue Grundsätze der Kriegsführung verwirklicht, indem er zur Abwehr des zahlenmäßig überlegenen Feindes die starke „Siegfried-Linie" schuf und damit, den modernen Verhältnissen des Krieges entsprechend, eine ganz neue Art Festungsstellung in den Krieg einführte, die zur Abwehr der modernen Kampfmittel ganz besonders geeignet erschienen.

Auch an den anderen Stellen der Front wurde ein weitverzweigtes und vielmaschiges Zonensystem geschaffen, das jede Offensive, auch des stärksten Feindes, labyrinthartig erstickt. Dem Feinde wird ein guter Teil seiner stärksten Artilleriewaffen dadurch geradezu aus der Hand geschlagen, da sie ihrer Wirkung beraubt werden. So hat er die ganze Westfront als eine gewaltige, viele hundert Kilometer lange Festung ausgebaut, die allen feindlichen Gewalten trotzt und an der jeder feindliche Angriff zerschellen muß. Die ungeheueren französischen und englischen Offensiven und ihr blutiger Zusammenbruch auf allen Stellen von Ypern bis Verdun zeigen die neue Kriegsführung Hindenburgs in glänzendstem Lichte. Im Osten hat er neben der siegreichen Verteidigung ebenso wie in Rumänien der Durchbruchs- und Bewegungsschlacht wieder zu ihrem alten Recht verholfen. Im Innern des Landes hat er die „innere Front" organisiert und jede verfügbare Kraft durch das Hilfsdienstgesetz dem Kriege dienstbar gemacht.

Zur See wurde wenige Monate nach seiner Ernennung zum Generalstabschef der uneingeschränkte U-Boot-Krieg erklärt, der mit Recht von ihm als stärkste englische Flankendrohung bezeichnet worden ist. So sehen wir Hindenburg in kurzer Zeit im Heer und im Innern des Landes als weisen Führer und Berater des Volkes schalten und walten, und jede Maßnahme, die er bisher ergriffen hatte, war zum Segen Deutschlands.

Englands Finanzsorgen.

Die Kriegskredite Englands haben die hunderfüte Milliarde überschritten. Durch feste Anleihen sind aufgebracht 42 Milliarden Mark. Bleiben 60 Milliarden Mark kurzfristig gedeckt. Um einen Teil der kurzfristigen Schulden zu konsolidieren und neues Geld zu erhalten, wird man in England nun doch zum Äußersten, zum Letzten, zur Zwangsanleihe greifen, mit der schon bei der dritten englischen Kriegsanleihe gewinkt und den „freiwilligen" Zeichnungen auf die Strümpfe geholfen wurde.

20 Milliarden Mark hat England hergepumpt; ob es davon wieder etwas sehen wird, muß es selbst am besten wissen. Zu Milliarden hat sich dabei seine eigene Verschuldung ans Ausland gehäuft, und sie wächst (für Ernährung und Kriegsgerät) immer weiter. An die Stelle von regelmäßigen Einnahmen aus Frachtraten und ungeheurem Besitz an ausländischen Wertpapieren — unter dem Druck der Not abgestoßen — treten umgekehrt regelmäßig wiederkehrende Verpflichtungen an das Ausland mit valutadrückenden schweren Folgen und Sorgen. Die Ansprüche seiner Bundesgenossen, deren Finanzanzierung es notgedrungen übernehmen muß, wenn diese für die Ideale der (englischen!) Menschheit weiter am Gängelband gehalten werden sollen, wachsen und wachsen. Einmal weil die Kosten steigen und zum anderen, weil [illegible] eigene Kriegskraft auf allen vier Seiten lahmt. Mehr als doppelt so hoch wie die unsrigen sind die Kriegskosten der Feinde. Ketten aber, die sich täglich mehr zuziehen, sind auch für robuste Naturen lebensgefährlich. Man braucht die wirtschaftliche Unterstützung des würdigen Bruders jenseits des großen Wassers nicht zu unterschätzen, darf aber feststellen, daß das Maß seiner finanziellen Hilfeleistung in England arg enttäuscht.

Aus der Abwärts-Entwicklung der englischen Valuta wollen wir gewiß keine übertriebenen Schlüsse ziehen. Aber weil man sich über die ganz natürliche Entwertung der deutschen Reichsmark allzu voreilig aufgehalten hat, darf doch bei jeder passenden Gelegenheit vermerkt werden, daß das englische Pfund, die „Weltmünze", obwohl Krücken genug zur Verfügung standen, sich auf seinen schlotternden Beinen nicht hat halten können. Die Kriegsgewinne werden schon mit mehr als 3/4 eingezogen, der Steuerschraube ist schon bis an die oberste Windung gelangt (40% des Einkommens), und doch sind regelmäßige Lasten über die Schuldzinsen hinaus mit wahrscheinlich 4 Milliarden Mark ungedeckt.

England zahlte Kriegsgerät und Nahrungsmittel milliardenweise mit Auslandswerten unter Verminderung seines Volksvermögens und blieb noch Geld tributär und zinspflichtig ausländisch. (Wir erzeugten Munition und Kriegsgerät im Inland und zahlten ans Inland. Unsere Rohstoffversorgung ist gesichert, unsere Ernährung auch. Geldwirtschaftlich sind und bleiben wir unerschütterlich. Wer vom Verbande kann das von sich sagen?)

Wir wollen von der Aushungerung Englands nicht sprechen. Aber die Engländer werden nicht bestreiten — denn wir haben es aus ihren eigenen Nachweisen —, daß schon in der Friedenszeit ihre Landwirtschaft höchstens zum dritten Teil den Getreidebedarf deckte und den Fleischbedarf mit knapp zwei Dritteln. Wir wissen weiter aus den neuesten englischen Statistiken, daß es seine landwirtschaftliche Anbaufläche trotz hochtönender Prophezeiungen nur sehr bescheiden hat vermehren können. Tag für Tag verringert sich aber, was dem Engländer am schmerzlichsten ist, der Schiffsraum, somit die Zufuhr, die schon genug unter der Angst vor den U-Booten leidet. So mag es denn immerhin richtig sein, was neutrale Besucher Englands tuscheln, daß nämlich die Not, die strafende Not, in die Häuser kriecht. Hierzu erfahren wir aus dem englischen „Economist", daß schon vor einiger Zeit die Teuerung 223%, für alle Waren gerechnet, betragen hat.

Der Mangel an Schiffsraum bringt aber eine weitere Gefahr in bedrohliche Nähe, d. i. das Fehlen der Zufuhr an mineralischen Rohstoffen, die England nicht aus Eigenem ersetzen kann. So bleibt z. B. im Eisenbedarf ein Mangel. Aber auch bei den Kohlen. Zwar hat es Vorräte unter Tag, aber die notwendigen Hilfsstoffe fehlen für eine genügende Förderung. England lernt solchergestalt am eigenen Leibe erkennen, was es mit dem Aushungerungskrieg, den es gegen Deutschland erfolglos unternahm, eigentlich auf sich hat.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Die kanadischen Blutopfer.

Nach Meldungen aus London belaufen sich die kanadischen Verluste auf Grund amtlicher Angaben von Beginn des Krieges bis Ende Juli auf 101 948 Mann und 4544 Offiziere, von denen insgesamt über 25 000 Mann gefallen oder ihren Verletzungen erlegen sind.

*

Französische Warnrufe.

Die Schlacht tobt auf dem Lande, schreibt der ‚Intransigeant', aber ihre Entscheidung fällt auf dem Wasser. Auf dem Lande wird Amerika früher oder später seine Millionen Menschen in den Kampf werfen, um die deutsche Macht zu brechen, aber unter der Bedingung, daß es uns nicht vorher an Schiffen fehlt, um unser Heer und unsere Bevölkerung mit Lebensmitteln und Rohstoffen zu versehen. Da liegt das Problem. Deutschland richtet seine ganze Anstrengung auf die Seeräuberei. Wenn unsere Anstrengung der seinigen nicht entgegenwirkt, kann unsere Lage sehr ernst werden. Über diese Frage ist die öffentliche Meinung in Frankreich sehr schlecht unterrichtet worden.

*

Gegen Lloyd Georges Beruhigungsschwindel.

Der englische Marinesachverständige Thirkell führt zum Beispiel in der „Daily Mail" aus: Lloyd Georges Angaben über die Verluste der britischen Handelsflotte vom April bis Juli stellten zwar eine Abnahme von 43% fest; man dürfe aber nicht vergessen, daß die Verluste vom März bis April um 54% stiegen. Ein neues Steigen sei daher keineswegs ausgeschlossen. Die bemerkenswerteste Angabe Lloyd Georges sei gewesen, daß die Zahl der feindlichen Tauchboote beständig zunehme. Deutschland sei somit trotz der verbesserten britischen Verteidigungsmaßnahmen imstande, seine Tauchbootflotte schneller zu vermehren, als England imstande sei, ihr Verluste beizubringen. Bei dieser Sachlage sei es für England lächerlich, von Erfolgen zu reden. Deutschland baue beständig weitere Tauchboote für einen Zweck, der tatsächlich der so laut angekündigte sein könne, vielleicht aber auch ein ganz anderer sei. Wenn England diese Absichten vereiteln wolle, müsse es die Tauchboote vernichten.

*

Die 11. Isonzoschlacht.

Ein Kopenhagener Blatt nennt die Isonzoschlacht das größte aller Offensivunternehmen des Verbandes. Cadorna hat die größtmögliche Kraftanstrengung gemacht, nach Triest durchzubrechen. Die Engländer haben ihn mit neuer fürchterlicher Artillerie und Munitionsmassen versehen. Der Einsatz technischer und zahlenmäßiger Überlegenheit hat den Italienern einige Geländefortschritte ermöglicht, aber soweit man bisher erkennen kann, ist die Gefahr eines Durchbruches nicht zu befürchten.

*

Die Kriegskosten der Ver. Staaten.

Die Kriegsausgaben der Ver. Staaten betragen zurzeit täglich etwa 24 Millionen Dollar (rund 100 Millionen Mark); zwei Drittel davon sind Vorschüsse an die Verbündeten. Seit der Kriegserklärung an Deutschland bis heute haben die Ver. Staaten 2 387 490 000 Dollar ausgegeben.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Zu den Andeutungen Kerenskis auf der Moskauer Konferenz, daß Deutschland kürzlich an Rußlands Bundesgenossen mit einem Sonderfriedensangebot herangetreten sei, erklärt die halbamtliche ‚Nordd. Allgem. Ztg.', daß das angebliche zweite Sonderfriedensangebot Deutschlands an die Verbündeten Rußlands nur in der Phantasie des russischen Ministerpräsidenten existiert.

* Der Hauptausschuß des Reichstages hat die vertrauliche Aussprache über Litauen und Kurland zu Ende geführt. Ein von nationalliberalen, fortschrittlichen, sozialdemokratischen und Zentrumsabgeordneten gestellter Antrag, der den Reichskanzler ersucht, für die besetzten Gebiete Litauen und Kurland alsbald Vertretungen der Bevölkerung in die Wege zu leiten, die vom Vertrauen aller Volksteile getragen sind, und, soweit die militärischen Verhältnisse es gestatten, Zivilverwaltungen zu schaffen, wurde einstimmig angenommen. Es kam dann die Äußerung des Abg. Erzberger (Ztr.), man möge ihn nur mit Lloyd George an einen Tisch setzen, er würde sich in einer Stunde mit dem englischen Staatsmann verständigen, zur Erörterung. Auf die Anfrage eines konservativen Abgeordneten, was Abg. Erzberger mit dieser Äußerung gemeint habe, erfolgte keine Antwort des Abg. Erzberger. Damit wurde die Debatte geschlossen.

* Der Verfassungsausschuß der Zweiten Sächsischen Kammer beschloß über die vorliegenden Anträge auf Reform der Ersten Kammer. Einstimmig wurde u. a. beschlossen, verichdiene Sitze zu beseitigen. Das Recht des Königs, jeden Rittergutsbesitzer in die Erste Kammer zu berufen, bleibt bestehen. Das Wahlrecht für Wähler, die über die Landwirtschaftsvertreter zu bestimmen haben, soll auf eine breitere Grundlage gestellt werden.

Polen.

* Wie die ‚Lodzer Zeitung' meldet, hat der gesamte Staatsrat des Königreichs Polen seinen Rücktritt eingereicht. Von einem Schritt in dieser Richtung ist in den vergangenen Wochen und Monaten schon wiederholt die Rede gewesen. Ohne zu wissen, welche Gründe der Staatsrat für seinen Rücktritt angegeben haben dürfte, kann man sich doch schon jetzt ein ungefähres Bild von der Sachlage machen. Den Herren geht es mit dem, was sie unter positiver Arbeit zur vollen Herstellung des polnischen Staatswesens verstehen, nicht rasch genug vorwärts. Schon im Mai d. J. hatten sie sich veranlaßt gesehen, sehr dringliche Vorstellungen bei den Besetzungsmächten zu erheben, und schon damals spielten sie zum mindesten mit dem Gedanken der Arbeitseinstellung. Wenn sie jetzt tatsächlich erfolgt, so bleibt sehr zu bezweifeln, ob diese Maßnahme das Interesse des neuen werdenden Staatswesens fördert.

England.

* Der Konferenz der Verbandssozialisten, die in London tagte, hat die englische Regierung eine neue Erklärung über die Kriegsziele vorgelegt. Auf der Konferenz sind außer Großbritannien Frankreich, Belgien, Rußland, Griechenland, Portugal und Südafrika vertreten. Nach einer Übereinkunft sollen nur Beschlüsse Gültigkeit erlangen, die einstimmig gefaßt werden.

Italien.

* Nach verschiedenen Blättermeldungen wird der Vatikan vom Vierverband die erste Antwortnote auf seine Friedensintervention aus Washington erhalten. Die allgemeine Antwort des Verbandes werde nach Angaben von Ribot und Lloyd George von Sonnino abgefaßt. Man rechnet darauf, daß sie anfangs September durch die Vermittlung des englischen Gesandten dem Papst überreicht werden kann. Wie die „Humanité" berichtet, werden bei dem Wiederzusammentritt der französischen Kammer 61 Sozialisten eine Interpellation über die Friedensanregung des Papstes einreichen. Die russische Regierung wird, da von Rußland in der Papstnote keine Rede ist, das Dokument nicht beantworten.

Rußland.

* Die Moskauer Konferenz, auf der Kerenski und andere Minister ein erschreckendes Bild von den innerpolitischen Zuständen Rußlands entworfen, hat keine Klärung der Lage gebracht. Sie hat lediglich gezeigt, wie groß die Kluft zwischen der Regierung und ihren immer zahlreicher werdenden Widersacher ist. — Die provisorische Regierung hat am 21. August amtlich das frühere Abkommen der zarischen Regierung gegen einen Sonderfrieden übernommen. Allem Anschein nach hat sie sich inzwischen auch zu den Kriegszielen des Zarismus, unter denen Konstantinopel eine besondere Rolle spielt, bekehrt. Daß damit die Geister des Aufstandes nicht beschworen werden, ist klar und so treibt denn das ehemalige Zarenreich einem neuen vielleicht noch schwereren inneren Konflikt entgegen.

Amerika.

* Präsident Wilson hatte mit dem Vorsitzenden des Arbeiterbundes Gompers eine Besprechung über die Streik- und Arbeiterbewegung in den Ver. Staaten. Gompers versprach, bei seinen Kameraden seinen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219170901-11/fragment/page=0001

ganzen Einfluß einzusetzen, damit in der Fabrikation, die sich mit den Kriegslieferungen beschäftigt, Arbeitseinstellungen nicht vorkommen.

Die General-Offensive.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Höhepunkte der General-Offensive überschritten sind. Zum ersten Male war es den Verbündeten gelungen, ziemlich gleichzeitig ihre General-Offensive zu unternehmen. Die Vorbereitung war überall ungeheuerlich. Die Engländer und Franzosen hatten gleicherweise wie die Italiener die furchtbarsten Kraftanstrengungen gemacht, die auch durch die Ankunft amerikanischer Truppen nicht überboten werden könnten. Der Zwang zum Sieg trieb sie dazu, in der Hoffnung, daß die grauenerregende Artillerieentfaltung die Widerstandskraft unserer Verteidiger schwächen würde.

Das beste Zeichen dafür, wie wenig der Geist unserer Truppen durch die schwere feindliche Artilleriewirkung gebrochen werden konnte, sind unsere jüngsten Erfolge bei Verdun. Hier gelang es unseren Truppen dem übermächtigen Feinde das heißumstrittene Dorf Beaumont an der Straße Beaumont—Vacherauville mit stürmender Hand wieder zu entreißen, trotzdem der Franzose hier eine starke und beherrschende Stellung inne hat. Gegenüber den überschwenglichen Siegesfanfaren der französischen Presse spricht dieser Erfolg eine beredte Sprache.

Ebenso wie an der Verdun-Front gelang es unseren Truppen an der englischen Front einen Erfolg zu erringen und den Engländern eine schwere Niederlage beizubringen. Im Raume von Ypern hatten die Engländer mit stärkster Artillerievorbereitung den Versuch gemacht vorwärtszukommen, aber alle ihre Anstrengungen brachen blutig zusammen und endeten mit einer Niederlage der englischen Waffen. So ist allmählich im Westen ein Ausgleich in der Kriegslage zustande gekommen, nachdem die üblichen ersten Erfolge der Feinde bei Beginn ihrer Offensive, infolge der starken Reserven, auch diesmal wieder zu verzeichnen waren. Die Höhepunkte sind infolgedessen an allen Angriffspunkten überschritten. Von einem Erreichen weitgesteckter Ziele kann jetzt ebensowenig die Rede sein wie bei den früheren Offensiven.

Das gleiche gilt vom italienischen Kriegsschauplatz, wo die österreichisch-ungarischen Truppen auf die Sehne des Jsonzo-Bogens bei Plawa zurückgegangen sind. Die 11. Jsonzoschlacht zeichnet sich dadurch aus, daß die Italiener mit einer bisher ungekannten Entfaltung von Kraft ihre Angriffe immer wieder aufs neue vortragen. Man merkt diesem verzweifelten Ringen an, daß es dem politischen Zwecke der Beruhigung des Landes dient. Am Jsonzo bei Plawa haben sie einen kleinen Erfolg errungen, der aber durch die neuen starken Stellungen der österreichisch-ungarischen Truppen wieder völlig ausgeglichen ist. Hier können unsere Bundesgenossen auch den stärksten feindlichen Angriffen Trotz bieten. Auf dem Wege nach Triest sind die Italiener aber nicht vorwärtsgekommen, trotzdem sie schon von dem Einzug in die „erlöste" Stadt in kurzer Zeit träumten. Auch hier ist der Höhepunkt der Kämpfe überschritten. Wesentliche Erfolge können die nächsten Anstürme dem Feinde nicht mehr bringen.

Auf der Ostfront haben unsere Truppen aufs neue gezeigt, daß in ihnen noch der alte Angriffsgeist trotz dreijähriger Kriegsdauer lebt. Nördlich des Pruth haben sie östlich von Czernowitz im äußersten Zipfel der Bukowina die Höhenstellung bei Dolzok und das Dorf Bojan im Sturm genommen. Dadurch haben die Russen einerseits einen starken Stützpunkt verloren, während unsere Truppen durch die Eroberung des beherrschenden Höhenzuges eine wesentliche Frontverbesserung erzielt haben, die in künftigen Zusammenstößen eine wichtige Rolle spielen kann. Noch wird auf allen Fronten aufs heftigste gerungen. Trotzdem werden aber unsere Feinde selbst nicht mehr die Hoffnung haben, daß sie außer neuen, schwächenden Verlusten irgendetwas auf dem Wege zum Siege erreichen werden.

Von Nah und fern.

Kaiser Karl und das Deutsche Kriegshilfskomitee. Der Kaiser von Österreich ließ dem Deutschen Kriegshilfskomitee in Wien, das sich mit der Unterstützung durch den Krieg in Not geratener Reichsdeutscher und mit Verwundetenfürsorge befaßt, eine Spende von 10 000 Kronen zugehen.

Gegen seine Entmündigung und Stellung unter Kuratel hat Prinz Friedrich Leopold von Preußen nach der „B. Z." Einspruch erhoben. Durch seine Rechtsvertreter hat der Prinz gegen den König von Preußen als den Chef der Familie und gegen den Minister des Königlichen Hauses die Klage anhängig gemacht. Die Angelegenheit wird nach den Bestimmungen des Hausgesetzes vor dem Geheimen Justizrat, der für die Angelegenheiten der Mitglieder des Königlichen Hauses zuständigen Gerichtsstelle beim Kammergericht entschieden werden.

Pakete an deutsche Kriegsgefangene. Nach neueren Nachrichten läßt die russische Postverwaltung Wertangabe auf Postpaketen an Kriegsgefangene in Rußland und auf den über Rußland zu befördernden Paketen an Kriegsgefangene in Rumänien nicht mehr zu. Die Postanstalten nehmen daher nur noch gewöhnliche Pakete an Kriegsgefangene in Rußland und Rumänien an. — An die in der Schweiz untergebrachten Kriegsgefangenen und zahlungsunfähigen bürgerlichen Gefangenen sind infolge vielfach vorgekommener Mißbräuche fortan Päckchen nur bis zum Gewicht von 500 Gramm zulässig. Die Päckchen dürfen keine Getränke enthalten; unter diesen Bedingungen sind sie nach der Schweiz portofrei zugelassen. Sendungen über 500 Gramm und alle Sendungen mit Getränken an Gefangene in der Schweiz sind nur als Postpakete zulässig.

Eine neue Entdeckung im Ernährungswesen. Die „Neuen Zürcher Nachrichten", deren Chefredakteur Baumberger gute Beziehungen zu führenden deutschen Zentrumsmännern unterhält, schreiben in einem Leitaufsatz: „Die Erwartung einer Aushungerung der Mittelmächte nimmt langsam hinfälliger als jetzt. Soeben sind die vielseitigen monatelangen Untersuchungen durch wissenschaftlich-technische Autoritäten über eine neue epochemachende Entdeckung auf dem Gebiete der Volksernährung abgeschlossen. Die großzügige Herstellung der neuen Entdeckung ist bereits in Einleitung begriffen, die alle Aushungerungspläne der Feinde zunichte machen muß. Zu nützlicherer Zeit wird mehr hierüber bekanntgegeben werden."

Weitere Maßnahmen gegen den Fremdenverkehr in Bayern. Die bayerische Regierung bereitet für die Winterzeit 1917/18 gegen den Fremdenverkehr ernste Maßnahmen vor, die wohl auf eine starke Einschränkung des Fremdenverkehrs hinauslaufen werden. Im Ministerium des Innern [illegible] die Vorstände der bayerischen Bezirksämter in dieser Angelegenheit zu einer beschlußfassenden Sitzung zusammenkommen.

Eine verlorene Hamsterkiste. Aus dem D-Zuge fiel vor einigen Tagen zwischen den Stationen Porta und Minden eine große Kiste, die für den Besitzer einen schweren Verlust bedeutet. Sie barg nämlich ein paar Seiten Speck, mehrere Büchsen mit Butter, etwa vier große Käse in der Form der runden Holländer und andere Fettwaren. Die auf freiem Felde aufgefundene Kiste mit den köstlichen Sachen wurde später auf einer leeren Maschine nach Minden gebracht, wo man ihren Inhalt als „Fundsache" in Verwahrung nahm. Es ist kaum anzunehmen, daß sich der Verlierer melden wird.

Der Neuanstrich des Eiffelturms. Das Streichen des Eiffelturmes, das schon 1914 vorgenommen werden sollte, aber infolge des Krieges unterblieb, soll jetzt erfolgen. Für die Arbeiten ist eine Dauer von drei Monaten vorgesehen. Benötigt werden hierzu 20 000 Kilo Ölfarbe.

Russische Räuber. Einbrecher plünderten das historische Museum des früheren Großfürsten Michael Nikolajewitsch. Sie raubten Kunstgegenstände im Werte von 5 Millionen Rubel, darunter einen Correggio, der auf eine halbe Million geschätzt wird. 150 Häuser wurden sofort durchsucht, aber ohne Erfolg.

Papier-Sünden.

Berlin, Ende August.

Im Reigen der Einschränkung im Dienste der Kriegswirtschaft taucht eine Neuheit auf, die — heute noch fern und kaum am Horizont sichtbar — über Nacht Gesetz werden kann. Die Papierfrage wird jetzt wieder ziemlich lebhaft in den Mittelpunkt ernsthafter Erörterungen gezogen und die zuständigen Amtsstellen lassen durchsickern, daß sie mit uns Kriegsbürgern in dieser Hinsicht nicht übermäßig zufrieden sind.

Man lernt vieles in dieser Zeit, das früher ganz selbstverständlich und näherer Beachtung nicht wert schien. Der Krieg hat das Nachdenken über diese „Selbstverständlichkeiten" notwendig gemacht, und die amtliche Papierverteilungsstelle hat nach dem Ersten, Naheliegendsten gegriffen, indem sie das Papier für die Zeitungen, einige Wochen darauf auch für die Bücher rationierte.

Man ist aber an amtlicher Stelle der Ansicht, daß das Publikum immer noch in Papierdingen sündigt, und dieser Tage wurde eine energisch klingende Warnung erlassen, die mit dem Motto endigt: entweder Verzicht auf alle großen und kleinen Papiersünden, oder Rationierung ohne Unterschied, die jeden einzelnen trifft.

Wie sieht es nun eigentlich mit diesen beanstandeten „Papiersünden"? Nun — sie sind bedeutend und vielartig genug, und die Mahnung gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Raubwirtschaft im Papierverbrauch wird beispielsweise getrieben, seit das Papier die Leinenservietten ersetzt. Es geht so meist so mit einem „Ersatz": durch seine gefällige Annahme glaubt man die äußerste Pflicht getan zu haben, und der „Ersatz" — so meint man — verdient nicht die Rücksicht sparsamer Behandlung. Leider ist aber das Ersatzmittel nicht aus der Luft hergestellt, auch seine Quellen sind keineswegs unerschöpflich. Die Papierservietten verschwendung ist also durchaus unzeitgemäß.

Am lehrreichsten hängt in diesem Zusammenhang das Briefschreiben. Trotzdem die Kriegszeit so viele Sitten als praktische Unsitten festnagelte, trotzdem wir mit so vielen scheinbar „unerläßlichem" ausgeräumt haben, halten die meisten Briefschreiber auch heute noch mit einer bewundernswerten, aber auch erstaunlichen und gefährlichen Zähigkeit an den alten Überlieferungen fest. Auch jetzt werden unter hundert Briefen im Durchschnitt achtundneunzig so geschrieben, daß man jedes Blatt nur auf einer Seite beschreibt, die Rückseite aber aus unerklärlichem Grunde frei läßt. Im Einzelfall ist die Verschwendung ja auch lächerlich genug; aber Millionen handeln so, und auf diese Weise werden die vergeudeten weißen Seiten und Ränder zu einem gewaltigen, zweckloß fortgeworfenen Papierkonfettigem.

Auch die öffentlichen Betriebe machen sich in Papierfragen zahlreicher Sünden — zumeist Unterlassungssünden — schuldig. Das Reklamewesen schwelgt in Plakaten, deren Größe nicht selten im umgekehrten Verhältnis zu dem Wert dessen steht, was man anpreist oder verspricht. Es gibt hunderterlei Punkte, wo der Sparsamkeitshebel angesetzt werden könnte. Nicht als unbedingte Forderung, aber als Beispiel werfen wir die Frage auf, ob die Theater wirklich so schwer geschädigt werden, wenn sie auf die Verteilung von Programmzetteln durch die Logenschließer Verzicht leisteten. Der Inhalt der Zettel ist ja auf jeder Litfaß-Säule Großberlins zu lesen, und wer sein Gedächtnis noch im letzten Augenblick oder zwischen den einzelnen Akten unterstützen will, kann sich an den Aushängeprogrammen in den Gängen, im Vorraum, Erfrischungsraum usw. der Theater schadlos halten.

Oder aber — muß die Untergrundbahn ihre Fahrkarten in so ansehnlicher Dicke herstellen? Müssen die Billetts aus imponierend fester Pappe sein? Hier wäre doch das Beispiel der ganz dünnen Billetts, wie die Straßenbahn sich ihrer bedient, der Nachahmung wert.

Möge demnach jeder — auch die Behörden — in sich gehen und den Papiersünden entsagen. Dann werden Zeitungen und Bücher trotz allem gut bestehen können. Und das ist wichtig — denn man braucht sie ernsthaft, sowohl daheim wie im Felde. Und dann werden wir auch davor bewahrt bleiben, unser Kriegskartenspiel durch eine „Papierkarte" vermehrt zu sehen . . . die ja ebenfalls Papiersünde wäre.

In der flandrischen Schlacht.

Schilderungen eines Mitkämpfers.

Wer die Sommeschlacht, wer Arras und andere Schlachten im Westen miterlebte, wird all diese erbitterten Kämpfe als Kinderspiel ansprechen gegenüber dem grauenhaften Erleben an diesem Stück Erde, das Flandern heißt. Die Yser ist über ihre Ufer getreten und hat das Gefechtsgelände überschwemmt. Der Boden gleicht einem vollgezogenen Schwamme. In allen Granattrichtern steht das Wasser. Bei jedem spatenstiche sprudeln schmutzige Quellen. Und dabei ist der Boden, der fette, teils sandige flandrische Boden, schmierig, glatt und glitschig. Nirgends findet der Fuß einen festen Halt. An dem grauen Waffenrock hängt der Lehm in dicker Schicht. Das ist das flandrische Kampffeld. Längst gibt es keinen Graben mehr und keine Verhaue. Die unzähligen Trichter sind unsere Stellungen, und todesmutige Häuflein haben sie mit zusammengebissenen Zähnen, zum Äußersten entschlossen, besetzt. Der Wacht an der Yser wird einst die Geschichte ein besonderes Ruhmesblatt widmen. Das Trommelfeuer hat seinen Höhepunkt erreicht. Es ist kein Trommeln mehr, es ist ein Wirbel. Wie aus einem Maschinengewehr jagen sich die schweren Geschosse der feindlichen Artillerie. Es ist ein einziges Brodeln.

Die Nerven werden auf eine harte Probe gestellt. Schon zittern die Hände, schon bebt jeder Nerv. Da . . .! Das Feuer schweigt und gleitet rasch zu unseren Reserven, die es mit einem Hagelwetter von Eisen zudeckt. Der große Angriff setzt ein! Und nun kommen die Tanks! Wie Drachen der sagenhaften Vorwelt kriechen sie ratternd heran. Sie schnauben und stöhnen, und das Rattern des Motors übertönt den Kampflärm, das Kreischen der Granaten, den schweren Schlag der „Achtunddreißiger". Alle paar hundert Meter kommt ein solcher Wagen angekrochen. Wie eine weitausgeschwärmte eiserne und stählerne Schützenlinie! Sie feuern! Die Geschosse unserer Artillerie werfen sich wie Jagdhunde auf ihre Beute. Doch immer weiter springen sie vor. Selbst Gräben und Trichter nehmen die Ungeheuer, für die es keine Hindernisse zu geben scheint. Jetzt aber schießt aus dem nächsten eine Feuersäule auf. Es ist getroffen. Sein Feuer schweigt, und die feindliche Artillerie lenkt ihr Feuer mit größter Wut dorthin, wo die Batterie vermutet wird, die den glücklichen Schuß abgegeben hat.

Die anderen Tanks aber wälzen sich weiter vor. Hinter ihnen in Deckung geht die feindliche Infanterie vor. Unter dem Schutze der Tanks kommt sie näher. Nun gilt es! Dichte Massen stürmen an, vom Feuer der Maschinengewehre empfangen. Reihenweise brechen sie zusammen, aber immer neue Linien wälzen sich heran. Es ist ein Vorwaten, ein mühsam Kriechen. Umso leichter fallen Englands Söhne unserem Blei zum Opfer. Über die vom Granatfeuer zerfetzelten Leichen ihrer Kameraden arbeiten sie sich heran. Jeder Trichter wird als Deckung benutzt, jeder Trichter wird zu einer kleinen Festung. Der Feuerkampf tobt mit zäher Bosheit. Eine Trichterlinie wird überrannt. Von der nächsten aus werden aber die Briten wieder unter Feuer genommen. Sie erhalten Flankenfeuer schlimmster Art. Aber der Gegner wankt über Leichen vorwärts. Die Handgranaten schwirren hin und her. Über uns brummen die Flieger. Sie leiten das Infanterie- und das Artilleriefeuer. Jetzt gibt es einen deutschen Gegenstoß, sofort greift einer unserer kühnen Flieger mit dem Maschinengewehr ein. Flatterminen haben bewirkt, daß die Engländer ihren kleinen Erfolg teuer bezahlten. Nun hat

Die eiserne Not.

12] Kriegsroman von G. v. Brockdorff.

(Fortsetzung.)

Manchmal setzte er sich an das Instrument im Unterhaltungszimmer und begann zu spielen; frische lustige Volks- und Vaterlandslieder, wie sie die Soldaten auf dem Marsch singen; und die Verwundeten lauschten mit glänzenden Augen durch die offenen Türen des Krankensaals.

Ein froherer Zug als je herrschte jetzt in den großen, weißgefünchten Räumen, in denen es stets nach Verbänden und Desinfektionsmitteln roch, und die häufiger schmerzvolles Stöhnen hörten als fröhliches Lachen.

Das Lazarett rüstete zu einer Weihnachtsfeier. Der alte Sanitätsrat machte geheimnisvolle Andeutungen über eine riesige Weihnachtstanne, die er stiften wollte, und die so aufgestellt werden sollte, daß auch die Schwerverwundeten sich von ihren Betten aus am Kerzenglanz der Heimat freuen konnten.

Die halb Genesenden schmiedeten in aller Stille gewichtige Pläne. Weihnachtsgedichte wurden ausgesucht und eingeübt, lustige Weihnachtsverse verbrochen und allerlei kleine Geschenke für die kranken Kameraden zurechtgebastelt. Wenn Sabine durch die Säle ging, sah sie ihre Pflegebefohlenen mit leuchtenden Augen hinter ihrer heimlichen Arbeit sitzen.

Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf. War's möglich, daß diese Leute mit dem Kindergemüt dieselben waren, die auf Rußlands Gifefeldern mit einem unmenschlichen Feinde gerungen und mit halbwilden Völkern in ein schauerliches Gemetzel geraten waren?

Nun war die Weihnachtszeit ihre ersten leuchtenden Strahlen in die Säle des Lazaretts und ließ alles Elend der Vergangenheit vergessen.

Noch war es November, kalter, nebliger November, aber in den Herzen der meisten brannte schon der Lichterbaum in strahlendem Glanz. Nur Sabine Asmussens Herz war dunkel in dieser Zeit des Hoffens und der Vorfreude. Es war müde geworden von all dem vergeblichen Warten, von der immer neuen Enttäuschung jedes Tages, müde und freudlos.

Ihre lange Zeit hindurch aufs höchste angespannten Nerven waren plötzlich erschlafft; mechanisch tat sie nun die Arbeit, die früher ihr Trost und ihre Freude gewesen war.

Eine stille, verzweifelte Hoffnungslosigkeit war über sie gekommen. Warum schrieb Werner nicht? Was konnte geschehen sein, das ihn am Schreiben hinderte?

An den Trost des Blinden mit der Feldpost glaubte sie nun nicht mehr. Sie erwog alle Möglichkeiten, ohne eine Beruhigung dabei zu finden. Manchmal in der Nacht fuhr sie aus den Kissen auf. Ging unten das große Portal? War Werner heimlich zurückgekehrt?

Aber alles blieb still, und sie preßte das Gesicht in die Kissen und weinte.

„Bist du krank, Sabine!" fragte Beate manchmal.

„Sie müssen sich schonen, Frau Asmussen," sagte der alte Sanitätsrat. „Sie kommen bei der Arbeit sonst vollständig auf den Hund."

Sabine lächelte traurig. „Es ist nicht die Arbeit," dachte sie. — —

In den letzten Tagen des November, als sie sich keinen Rat mehr wußte, suchte sie Frau von Sanden auf.

Die junge Frau, die vor drei Wochen ein Kind geboren hatte, saß noch matt und angegriffen in ihrem Lehnstuhl am Fenster. Auch sie war blaß und schmal geworden seit jener Begegnung auf dem Bahnhofe.

Auf Sabines Fragen brach sie in Tränen aus. Sie hätte vor acht Tagen einen Brief ihres Mannes erhalten. Die sechste Kompanie läge seit mehreren Wochen im Feuer. Die Franzosen hätten einen Durchbruch versucht.

„Wenn er doch wenigstens sein Kind noch gesehen hätte," klagte die junge Frau. Sie führte Sabine an das Bettchen, aus dem ein rosiges, friedliches Gesichtchen unter dunklen Härchen hervorlugte, und begann von neuem zu schluchzen.

Mit bleichen Lippen sah Sabine auf das Kind. Sie fand kein Wort des Trostes für die Weinende; ihr Herz war in diesem Augenblick so schwer, sie fühlte sich so schwach und hilflos, daß sie unfähig war, andere zu stützen und aufzurichten.

Müde und doch dabei noch unruhiger als sie gekommen, kehrte sie nach Haus zurück. Sie schalt sich selbst wegen ihres Kleinmuts und vermochte ihn doch nicht niederzuringen.

War ihr Los nicht das von Millionen deutscher Frauen? Durfte sie verzagen?

Wieder fiel ihr ein Wort des Blinden ein. „Und wenn es nur des Beispiels wegen wäre."

Sabine Asmussen zuckte müde die Schultern. Die Kraft, — woher die Kraft nehmen? Diese junge Frau von Sanden, in all ihrem Unglück, war besser daran als sie: Sie hatte ein Kind für das sie leben mußte, für das sie arbeiten konnte.

„Habe ich nicht in den vergangenen Wochen die Unglücklichen im Lazarett als meine Kinder betrachtet?" fragte sich Sabine. „Bin ich nicht glücklich gewesen in dem Gefühl, ihnen helfen, für sie schaffen zu können?"

Sie preßte die Lippen zusammen. Nein — sie durfte nicht verzagen. Es mußte weiter getragen werden.

Sie ging weiter ins Lazarett und tat ihre Arbeit.

Aus dem Unterhaltungszimmer klangen jetzt Weihnachtslieder. Der blinde Lehrer saß am Klavier und spielte:

„Es ist ein Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart."

Die jungen Helferinnen und Schwestern auf den Korridoren summten die Melodie leise nach. Die Verwundeten hörten lächelnd die alte Weise und dachten an den Lichterbaum zu Hause.

Sabine hatte sich in den letzten Wochen nach Schwester Franziska umgesehen. Es hieß, sie wäre krankheitshalber beurlaubt. „Wir tragen beide eine Sorge," dachte Sabine. „Arme, unglückliche Frau!"

Wenn Schwester Franziska wiederkam, wollte sie zu ihr sprechen wie eine Freundin. Wollte ihr sagen, daß sie beim Kunsthändler

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219170901-11/fragment/page=0002

sie der deutsche Gegenstoß wieder geworfen. Jetzt stürmen sie aufs neue an! Mit Handgranaten und Seitengewehr werden sie empfangen. Mann gegen Mann geht der Kampf. Da gibt es Bilder, die nicht beschrieben werden können! Aber der Stoß der Engländer ist gebrochen! Noch einmal stürmen Schotten heran. Deutlich sind sie an ihren Röckchen zu erkennen! Alle Hochachtung vor diesem zähen Gegner! Aber all seine Tapferkeit ist verlorene Mühe. Die Tanks, in derem Schutz sie vorgehen, werden zertrümmert, ihre zum Tode verurteilten Insassen sind erledigt. Einen der Tanks zerstört sogar ein Maschinengewehr. Es hatte das Glück, die Achillesferse dieses Riesen, den Benzinbehälter zu erwischen. Nun liegt der Koloß wehrlos in unserem Artilleriefeuer, eine brennende und glühende Masse! Ein anderer Tank bringt es fertig, „Sektmarsch" zu machen und stampft über das Totenfeld zurück. Ob er ganz davonkommt?! Die deutschen Geschosse machen ihm die Flucht unheimlich schwer . . .

So tobt die flandrische Schlacht über, auf und unter der Erde in Blut und Schlamm und Sumpf! Das Bewußtsein aber hat jeder deutsche Krieger an dieser Heißumstrittenen Stelle: Herausgebissen werden wir nicht aus dem Festungsbereich, das wir in Feindesland geschaffen haben . . . . Wir halten es! Mag es manche Opfer kosten, die der Feinde sind an ihnen nicht zu messen: wir sehen es tagtäglich, wie die Verluste der Briten nicht mehr zu beziffern sind.

Gerichtshalle.

Aachen. Der Bureauvorsteher Heinrich K. war bei einem Rechtsanwalt tätig und hat dort nach und nach mehr als 20 000 Mark Versicherungs- und andere Gelder veruntreut. Nach seinen Aussagen hat er von dem Gelde für sich keinen Pfennig behalten, alles sei vielmehr in die Kasse des Rechtsanwalts geflossen, der sich seit langer Zeit in mißlichen Verhältnissen befinde. Er habe dies getan, um seinen Chef zu retten. Der als Zeuge vernommene Rechtsanwalt drückte sich so unbestimmt und zweifelhaft aus, daß das Gericht ihn wegen dringenden Verdachts der Mittäterschaft nicht vereidigte. Durch die mehrstündige Verhandlung erlangte das Gericht die Überzeugung, daß der Angeklagte die Wahrheit gesagt habe. Es verurteilte ihn unter Zubilligung mildernder Umstände in weitem Maße wegen Untreue zu sechs Monaten Gefängnis, die durch die Untersuchungshaft als verbüßt erachtet wurden.

Altona. Wegen Diebstahls eines Schweines hatten sich der oft vorbestrafte Maler Kaspar Göbel und dessen Schwester Margarete vor der Ferienstrafkammer zu verantworten. Das Urteil lautete gegen G. auf zwei Jahre sechs Monate Zuchthaus und fünf Jahre Ehrverlust sowie Polizeiaufsicht, gegen die Frau auf vier Monate Gefängnis.

Kunst und Wissenschaft.

Steinkalender vor 4000 Jahren. Eine interessante Entdeckung wurde bei Odry im Kreise Konitz in Westpreußen durch den Posener Regierungslandmesser Stephan gemacht. Er entdeckte eine Steinanlage in Art der Großsteindenkmäler, die in England, in der Bretagne usw. gemacht wurden und Kunde von der überraschend hohen Kultur geben, die den Bewohnern des nördlichen Europa vor ungefähr 4000 Jahren eigen war. Die Steinanlage in Westpreußen besteht aus zehn Steinkreisen, die in drei Richtungen angeordnet sind, aus mehreren anderen Gruppen von Steinen, aus achtzehn Hügeln bis zu zwei Meter Höhe und mit Durchmessern von 28 Metern, endlich aus einem Erdtrichter, der 6 Meter tief ist und einen oberen Durchmesser von 50 Metern hat. Nach den Feststellungen Stephans hat bei der ganzen Anlage zweifellos der „Fuß" als Grundmaß für die Längen gedient. Von den drei Richtungen, auf welchen die Mitten mehrerer Kreise liegen, wurden zwei als die Richtungen des Sonnenaufgangs zur Zeit der Sonnenwenden bestimmt, die dritte als die Richtung nach dem Ausgangspunkt des Sternes Capella um 1760 v. Chr. Aus diesem Grunde wird also die Erbauung der merkwürdigen Steinanlage jener Zeit zugeschrieben. Nach allem ist zu vermuten, daß die Steinkreise der Zeitrechnung dienten. Vier in einer Richtung liegende Kreise mit 18, 20, 23 und 22 Steinen auf ihren Umfängen werden als Kalender des Sonnenjahres gedeutet, indem man an ihnen die Tage des Sonnenjahres abzählen konnte, das dann in 18 Monate eingeteilt werden mußte, von denen 16 zu je 20 Tagen, die beiden übrigen zu 23 und 22 Tagen gerechnet wurden. Vier andere Kreise wiederum werden als ein Mondkalender gedeutet. Es wäre zu wünschen, daß auch die anderen derartigen Steinanlagen auf deutschem Boden wissenschaftlich vermessen werden, da man hierdurch sehr wahrscheinlich weitere Aufschlüsse über die Kultur jener vorgeschichtlichen Bewohner erhalten könnte.

Tod den Hunden!

— Der neueste Kriegsruf. —

Ein römischer Ingenieur, Cavaliere Boldi, den die steigende Lebensmittelnot in seinem Vaterlande mit schwerer Sorge erfüllt, ist darauf gekommen, daß man versuchen müßte, alle Esser von Nahrungsmitteln beiseite zu schaffen, deren Schonung nicht unumgänglich notwendig ist. Es wäre aber kein Zweifel, daß man im allgemeinen ohne Hunde auskommen könnte, wenigstens für eine gewisse Zeit und jedenfalls in dem Augenblick ernster Gefahren, die Italien gegenwärtig durchlebt. Hunde gibt es in Italien, und besonders in den Städten, in außerordentlich großer Zahl. Darunter befinden sich auch viele große Tiere, die ihre 50 Kilo wiegen und mit 3 Kilo täglicher Nahrung kaum auskommen können.

Cavaliere Boldi veröffentlicht in den Blättern einen langen Aufruf, in dem er in der Hauptsache folgendes ausführt: „Mein Schreiben würde gewiß sehr wirkungsvoll sein, wenn ich hier in Hunderttausenden von Liren genau angeben könnte, was die Hunde Italien täglich allein an Brot kosten. Außer dem Brot verzehren die Hunde aber auch eine sehr große Menge anderer Dinge: Fett, Fleisch, Käse, Gebäck, kurz Speisereste, die zu einem Teil durchaus noch zu menschlicher Nahrung dienen können, während der Rest bei der Verfütterung an Schweine und Hühner ungeheuren Nutzen bringen würde. Die Hundebesitzer, die ihre Tiere behalten möchten, mögen also den Schaden ersetzen, den sie den vorhandenen Vorräten zufügen. Herr Finanzminister, hier haben Sie einen Posten, an den Sie noch nicht gedacht haben und von dem Sie viel Geld herausziehen können, das von denen, die es aufbringen, nicht ungern gegeben werden wird: es wird die neueste Steuer auf die Empfindsamkeit sein! Natürlich wird bei diesen Maßregeln auch manche Ausnahme zu machen sein; vor allem müssen die Kriegshunde, die Polizei- und Wachhunde verschont bleiben, ebenso die für die Erhaltung der Rasse notwendigen. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß man bei diesem Hundekrieg auch viele Felle, Fett und Knochen gewinnen würde, die man jetzt sehr gut brauchen kann. Und was das Fleisch der Hunde angeht, wer weiß, wieviel jeder von uns davon schon in den Speisehäusern gegessen hat . . ."

Englische Zeitungsanzeigen.

Ausblicke in die Zukunft.

Was die „Daily Mail" von der Gestaltung der Lebensmittelverhältnisse bei längerer Kriegsdauer hält, zeigt sie durch die Veröffentlichung folgender „kleiner Anzeigen aus dem nächsten Unentbehrliches Handbuch und beste Quelle für jeden Bäcker, sich schnell und leicht Reichtümer zu erwerben. Beigefügt ist eine Liste von 250 bisher noch nie gegessenen Kräutern, mineralischen und tierischen Substanzen usw.

Junger Mann von der Friedenspartei gesucht, um Psalme für eine völlige Neubearbeitung des Alten Testaments zu schreiben. Der Betreffende muß wirklich Pazifist sein und sich zu jenen Engländern bekennen, die aus „Gewissensgründen" den Dienst im Heere verweigern.

Witwer in den besten Jahren, gesund, liebenswürdig, mit geschertem gutem Einkommen, der 16 Tonnen Lebensmittel eingeweckt hat, wünscht zwecks Verehelichung eine Witwe mit gutwachsendem Küchengarten kennen zu lernen. Man schreibe umgehend an „Romeo".

Die Dame, die gestern in einem Laden in Brixton dabei war, als der Besitzer einer anderen Dame den Verkauf einer Makrele verweigerte, wenn sie nicht auch ein Paket Strümpfe und eine Ohrtrompete dazu nehme, wird gebeten, zwecks Zeugenvernehmung sich mit dem unterzeichneten Rechtsanwalt in Verbindung zu setzen."

Aus einer Kriegshundeschule hinter der Weltfront.

Meldehund beim Überbringen einer Nachricht aus der vordersten Stellung.

Überaus brav und tapfer haben sich die wackeren Hunde im Kriegsdienst bewährt. Sie sind nicht nur treue Begleiter unserer Streiter, sondern sie erfüllen ihre Dienstpflichten, wenn man so sagen darf, mit Tapferkeit und Hingabe. Die Verdienste der zum Sanitätsdienst abgerichteten Hunde sind bekannt. Mancher Verwundete, der ohne die scharfen Sinne des vierfüßigen Helfers unrettbar verloren gewesen wäre, ist aufgefunden und dem Leben wiedergegeben worden. Aber auch die Kriegshunde, die in den vordersten Gräben verwendet werden, haben sich als durchaus brauchbare Mitstreiter bewährt. Wenn alle Drähte, die die rückwärtige Verbindung herstellen, durch wahnsinniges Trommelfeuer zerrissen sind, so findet der brave Meldehund immer noch den Weg, um wichtige Meldungen zu überbringen. Es ist daher ganz erklärlich, wenn die Truppen mit besonderer Liebe an ihren Kriegshunden hängen.

Vermischtes.

Der Wundertunnel. Eine „Sensationsnachricht" ersten Ranges, die natürlich aus Amerika kommt, weiß der „Daily Expreß" zu melden. In New York, so heißt es, wurde ein Ingenieur entdeckt, dessen Fähigkeiten selbst die märchenhaftesten Phantasien übertreffen. Er beschäftigte sich nämlich mit dem geplanten Bau des Kanaltunnels Dover—Calais und legte jetzt der englischen Regierung einen technischen Entwurf vor, nach welchem er den Tunnel in nicht mehr als — 35 Tagen fix und fertig herstellen will. Dieser Herr John K. Hencken will vier Parallelstollen bauen mit Hilfe von acht Maschinen, die sich durch ihre ungeheure geheime Kraft mit einer Geschwindigkeit von 30 Metern in der Stunde durch Erdreich und Felsen vorwärts bewegen. Diese echt amerikanische Nachricht erscheint selbst der englischen und französischen Presse als Ente, nichtsdestoweniger werden interessante Betrachtungen daran geknüpft. Es sei ein Jammer, so wird in Paris erklärt, daß diese Wundermaschine sicherlich nur ein Phantasiegebilde sei. — Anderenfalls könnte man nämlich mit ihrer Hilfe in knappen sechs Jahren einen Tunnel bauen, durch den die Truppen der Verbündeten ganz geheim bis nach Berlin marschieren würden.

Erdzittern und Kanonendonner. Zur Frage, ob unter Umständen beim Abfeuern schwerer Kaliber die Erderschütterung sich früher bemerkbar machen könne als der Kanonendonner, veröffentlicht jetzt das „Journal des Débats" die folgende Zuschrift eines Leutnants: „Ich befand mich in B. bei Soissons in einem Dorfhaus, es war 8 Uhr morgens, und ich war gerade im Begriff, mich zu rasieren, als ich eine Bewegung des Fußbodens unter meinen Füßen fühlte und es mir schien, daß der Erdboden selbst erzitterte. Ungefähr 4/5 Sekunden später hörte ich das Geräusch des Abschusses eines unserer schweren Mörser, der ungefähr 1200 Meter von dem Hause entfernt aufgestellt war. Ich konnte dieselbe Erscheinung unter den gleichen Umständen sechs- oder siebenmal feststellen. Auch andere bezeugten dieselbe Beobachtung. Demnach ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß unter Umständen beim Abschuß schwerer Kaliber der Erdboden zu zittern beginnt, noch bevor das Ohr das Geräusch wahrzunehmen vermag."

Goldene Worte.

Nicht die Talente, nicht das Geschick zu diesem oder jenem machen eigentlich den Mann der Tat; die Persönlichkeit ist's, von der alles abhängt.

Goethe.

Tugend nennt ihr's, die Freude der
andern wie eigne zu fühlen,
Unermeßliches Glück scheint mir's
und großes Talent.

Friedrich Hebbel.

DRUCK U. VERLAG: ARENDT & CO., BERLIN.

ihren Namen erfahren hätte, daß sie alles wußte, daß sie selbst in den jungen Jahren ihrer Ehe schweres Leid zu tragen gehabt hätte, und wollte ihr die Hand zur Versöhnung bieten. Inzwischen blieb sie allein mit ihren Sorgen und ihrem müden, angegriffenen Gehirn.

Endlich Anfang Dezember, als sie in der Mittagspause aus dem Lazarett zurückkam und mechanisch und ohne Hoffnung die eingelaufenen Briefschaften durchsah, fand sie einen Feldpostbrief darunter.

Als Absender war der Name ihres Mannes verzeichnet, aber der Brief kam nicht aus Lionville und zeigte eine fremde Handschrift.

Mit vor Erregung bebenden Fingern riß Sabine den Umschlag ab.

„Geliebte Sabine —"

Es war also Werner, der schrieb. Die fremde Hand beirrte sie ein wenig. Hastig überflog sie die Zeilen und preßte dann aufatmend die Hände gegen die pochenden Schläfen.

„Er ist nur verwundet! Nur leicht verwundet. Herrgott, ich danke dir!"

Sie nahm den Brief wieder auf, las ihn noch einmal und las ihn zum drittenmal.

Werner lag in einem Lazarett nahe der französischen Grenze. Er hatte in einem Gefecht einen Streifschuß am rechten Arm erhalten, der ihn am Schreiben hinderte. Nun hatte er die Gelegenheit gefunden, ihr durch einen genesenen Kameraden Nachricht zu geben. Ihren Brief hatte er erhalten, mit all den bösen Nachrichten, die er enthielt. Und er schrieb warme Worte voller Liebe und Vertrauen auf die Zukunft, Worte, die sich wunderbar mit Sabines Gefühlen berührten.

Als sie den Brief zum dritten Male gelesen hatte, sah sie einen Augenblick nachdenklich auf das Papier nieder.

Die Worte klangen hoffnungsfroh, aber es war ihr, als liege eine gewisse traurige Entsagung zwischen den Zeilen, die zu den Worten nicht recht passen wollte. Litt Werner vielleicht doch schwerer unter dem Umschwung der äußeren Verhältnisse, als er es zugeben wollte? Bereute er vielleicht gar schon die Folgen seines Handelns?

Unwillig über sich selbst runzelte die junge Frau die Stirn. Wann würde sie es endlich lernen, mit Grübeln aufzuhören? Nein, sie wollte den Tag feiern, sie wollte froh sein! Aber es gelang ihr nicht recht.

„Ich bin zu abgespannt," dachte sie. „Müde von all den Unruhe und all den schlaflosen Nächten." — — —

Im Lazarett duftete es nach Tannengrün. Adventskränze an roten Bändern hingen phantastisch von der Decke hernieder. Überall spürte man Weihnachten.

Zum ersten Male sah Sabine Schwester Franziska Wälsens wieder. Sie stand schmal und gebrechlich in der Tür des großen Krankensaales und sah in die brennenden Lichter der Tannenkränze. Das Gesicht leuchtete förmlich in durchsichtiger Blässe.

Sabine fühlte, wie ihre Absicht, zu ihr zu gehen und wie eine Freundin zu ihr zu sprechen, vor diesen steinernen Zügen dahinschmolz. Sie fühlte sich seltsam bedrückt durch die Gegenwart der Malerin, die sie vor wenigen Tagen noch lebhaft herbeigesehnt hatte.

Dem Blinden, der sich täglich danach erkundigte, ob inzwischen Nachricht von Werner eingelaufen wäre, brachte sie die frohe Botschaft.

Er lächelte. „Ich habe es heute morgen geahnt, daß dieser Tag glücklich für Sie sein würde."

„Merkwürdig," dachte Sabine, „und dabei fühle ich mich gar nicht so glücklich, wie es nach solcher Botschaft der Fall sein müßte."

Die quälende Unruhe, die nach Empfang des Briefes auf kurze Zeit von ihr gewichen war, steigerte sich wieder von Stunde zu Stunde. Es war, als ob etwas Schweres, Drückendes, Unheilvolles in der Luft läge. Sie war noch stiller und verschlossener als sonst, während sie abends bei Beate in dem halbausgeräumten Salon saß.

Beate hatte plötzlich Ernst gemacht und wollte die Versteigerung noch vor Weihnachten abhalten.

„Ich ertrag's nicht, eh' nicht alles vorüber ist, Sabine. Es ist kein Leben so. Hans sitzt in seinem Zimmer und wagt sich nicht mehr auf die Straße, weil er sich vor Bekannten fürchtet, Johannes ist so ungezogen wie nie, wird von den Dienstboten herumgestoßen, wenn ich ihn hier nicht gebrauchen kann, heult und belchwert sich bei mir. Und ich kann doch den Leuten jetzt nichts mehr sagen, Sabine."

Wie sie so saß, den blonden Kopf gegen die vergoldete Lehne des maitroten Empiresessels gelehnt, sah sie geartet und verbittert aus.

Sabine betrachtete sie mitleidig. Sie war auch müde und brauchte Ruhe, müde und nervös wie hier alle. Man war eben an keine Strapazen gewöhnt im Hause der Grotenius, weder an körperliche noch an seelische. Darum wurde jede Reizung hier so quälend und niederdrückend empfunden. Hier in der Atmosphäre gediegenen Reichtums schauderte man zusammen vor jeder Berührung mit dem wirklichen Leben. Nun kam dies Leben und forderte sein Recht.

Solche Gedanken hatte Sabine oft abends vorm Einschlafen oder bei ihren Nachtwachen im Lazarett, wenn draußen der weiße Dezemberschnee mit weichem Knistern an die Scheiben schlug.

Sie wollte sich stark machen mit solchen Gedanken und schwächte sich mit nutzlosen Grübeleien. War es nicht ein tragisches Verhängnis, daß sie jetzt, wo die Sorge um Werner von ihr genommen war, diese sorgenfreie Zeit nicht besser genießen konnte, sondern die Tage schwer wie mit bleiernen Füßen über sich dahingehen fühlte? War sie der Sorge um Werner wirklich ledig?

Fast täglich bekam sie Nachricht von fremder Hand, die den Briefen das Persönliche nahm, sie kalt und fremd erscheinen ließ. Und irgend etwas Unaussprechliches war in diesen Briefen, das ihr ins Herz schnitt und ihre Besorgnisse immer leidenschaftlicher wieder aufflackern ließ.

War die Verwundung wirklich nur so leicht, wie es auf dem Papier stand? War noch irgendetwas anderes da, das ihr verheimlicht wurde?

 (Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219170901-11/fragment/page=0003

Von den Kriegs-Schauplätzen.

Großes Hauptquartier, 28. August.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

In Flandern brach frühmorgens an der Straße Ypern—Menin ein starker englischer Angriff verlustreich zusammen. Nachmittags setzte schlagartig stärkstes Trommelfeuer gegen die Kampfzone zwischen Langemarck und der Bahn Roulers—Ypern ein. Unter Verwendung von zahlreicher Panzerwagen und tiefstliegender Flugzeuge trat bald darauf die englische Infanterie auf dieser Front zum Sturm an. In zäher Verteidigung warfen unsere Kampftruppen den Feind, der seinem Angriff durch Vorführen starker Reserven dauernd Nachdruck zu geben versuchte, überall zurück. Abends setzte unter nochmaliger gewaltiger Feuersteigerung ein zweiter geschlossener Ansturm gegen dieselben Abschnitte ein. Das Ergebnis der bis in die Nacht hinein dauernden Kämpfe ist, daß bis auf eine unbedeutsame Einbuchtung nordöstlich von Frezenberg unsere Stellungen restlos behauptet wurden und die Engländer eine blutige Niederlage erlitten. Der Erfolg des Tages ist der ausgezeichneten Haltung württembergischer Truppen und der vernichtenden Wirkung unsres zusammengefaßten Artilleriefeuers zu danken. Westlich von Le Catelet scheiterten neue englische Vorstöße vor unseren Linien.

Heeresgruppe Kronprinz.

Im westlichen Teil des Chemin-des-Dames suchten die Franzosen am Wege Allemont—Sancy in Regimentsbreite zum Angriff vorzubrechen; sie wurden durch Feuer abgewiesen. Südlich von Courtecon und südöstlich von Ailles verliefen Stoßtrupp-Unternehmen für uns erfolgreich. Vor Verdun herrschte vorübergehend geringe Gefechtstätigkeit, nachdem die Frühkämpfe um das von uns zurückgewonnene Dorf Beaumont abgeschlossen waren. Die dort eingebrachten Gefangenen gehörten drei französischen Divisionen an. Abends nahm auf dem Ostufer der Maas der Artilleriekampf wieder große Heftigkeit an; bei erfolglosen Teilangriffen, die westlich der Straße Beaumont—Bacheravaille vorbrachen, erlitten die Franzosen erhebliche Verluste.

In den letzten Tagen errang Leutnant Voß seinen 38. Luftsieg.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern.

Von der Düna bis zum Dnjestr war die Gefechtstätigkeit nur in wenigen Abschnitten lebhaft. Auf dem Nordufer des Pruth nahmen rheinische, bayerische und österreichisch-ungarische Regimenter die stark verschanzten russischen Stellungen auf der Dolzok-Höhe und das Dorf Bojan im Sturm. Hartnäckiger Wiederstand der Russen wurde auch auf den Hügeln nordöstlich des Dolzok nach hartem Kampf am Abend gebrochen. Mehr als 1000 Gefangene, sechs Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre fielen in unsere Hand. Die Verluste des hinter den Rakitna-Abschnitt zurückgeworfenen Feindes sind schwer.

Front des Generaloberst Erzherzog Josef.

Nördlich von Soveja im Susita-Tal wurden unsere Sicherungen von kürzlich genommenen Höhen durch überlegenen feindlichen Angriff verdrängt.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

In einigen Abschnitten rege Artillerietätigkeit.

Mazedonische Front.

Zwischen Prespar und Dojran-See lebte mehrfach das Feuer auf. Westlich des Vardar bei Ljumnica angreifende feindliche Abteilungen wurden von den bulgarischen Posten abgewiesen.

Der Erste Generalquartiermeister Ludendorff.

Großes Hauptquartier, 29. August.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Unter dem Einfluß stürmischer, regnerischer Witterung blieb fast durchweg die Feuertätigkeit in mäßigen Grenzen. Zahlreiche eigene Erkundungsvorstöße brachten uns Gewinn an Gefangenen und Beute.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

In Flandern lebte am Abend der Artilleriekampf zwischen Langemarck und Hollebeke auf. Unser Gegenstoß warf die Engländer aus der nordöstlich von Frezenberg gewonnenen Einbuchtung zurück.

Heeresgruppe Kronprinz.

Vor Verdun stärkere Kampftätigkeit der Artillerien nur auf dem Ostufer der Maas zwischen Beaumont und Damloup.

Heeresgruppe Herzog Albrecht.

Zur Vergeltung für die Beschießung von Thiaucourt durch die Franzosen wurde von uns Noviant-aux-Prés und Pont-à-Mousson unter Fernfeuer genommen.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Front des Generaloberst Erzherzog Josef.

Beiderseits des Oltoz-Tales stürmten schlesische und österreichisch-ungarische Truppen einige Höhenstellungen und wiesen nördlich von Grozesci starke Gegenangriffe ab. Mehr als 600 Gefangene wurden eingebracht. Gegen die Gebirgsfront zwischen Casinu- und Putna-Tal stießen die Rumänen an mehreren Stellen vor, ohne einen Erfolg zu erzielen.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Am Gebirgsrande des mittleren Sereth nahmen nach wirkungsvoller Artillerievorbereitung preußische, bayerische, sächsische und mecklenburgische Bataillone im Häuserkampf das Dorf Muncelul. Den geschlagenen Gegner drängten sie unaufhaltsam über mehrere Stellungen zu beiden Seiten des Susita-Tales nach Nordwesten zurück. An den Ungefüm der Angreifer zerschellten starke russisch-rumänische Gegenangriffe. Der Feind büßte über 1000 Gefangene, drei Geschütze und 50 Maschinengewehre ein und erlitt empfindliche blutige Verluste. Oestlich der Bahn Focsani—Adjudul nur lebhafte Kampftätigkeit der Artillerien.

Mazedonische Front.

Die Feuertätigkeit war vielfach stärker als in letzter Zeit, besonders zwischen Vardar und Dojran-See. Vorfeldgefechte an den Osthängen der Nidze Planina verliefen für die Bulgaren erfolgreich.

Der Erste Generalquartiermeister Ludendorff.

Großes Hauptquartier, 30. August.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

Die Kampftätigkeit in Flandern beschränkte sich auch gestern auf starkes Feuer in einigen Abschnitten nordöstlich und östlich von Ypern. Frühmorgens führten die Engländer einen heftigen Vorstoß nordöstlich von Wieltje, der verlustreich im Feuer und im Nahkampf zusammenbrach.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Am Chemin-des-Dames scheiterten mehrere nach Feuerwellen vorbrechende Erkundungsstöße der Franzosen südöstlich von Cerny. Vor Verdun nahm abends der Artilleriekampf wieder größere Stärke an; außer Erkundergefechten keine Infanterietätigkeit.

Heeresgruppe Herzog Albrecht.

Französisches Feuer gegen Thiaucourt wurde erneut durch kräftige Beschießung von Noviant-aux-Prés erwidert.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern.

Bei Dünaburg und Smorgon lebte die Feuertätigkeit erheblich auf; auch südwestlich von Luck, bei Tarnopol und am Zbrucz war die russische Artillerie rühriger als sonst.

Front des Generaloberst Erzherzog Josef.

Südlich von Tirgul Okna wurden rumänische Angriffe gegen unsere Linien abgewiesen.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Der Kampferfolg des 28. August in den Bergen nordwestlich von Focsani wurde gestern erweitert. Kraftvoller Stoß der bewährten Angriffstruppen warf den zähe sich wehrenden Feind aus Fresti und drängte ihn über die Höhen nördlich des Dorfes gegen das Susita-Tal zurück. Ein aus Schlesiern und Sachsen bestehendes Regiment zeichnete sich besonders aus. An 300 Gefangene und zahlreiche Maschinengewehre und Fahrzeuge wurden eingebracht. Heftige Entlastungsangriffe der Gegner, ohne Rücksicht auf Menschenverlust gegen die von uns nordöstlich und nördlich von Moncelul erkämpften Linien geführt, blieben erfolglos und ohne Einfluß auf die Angriffsbewegung westlich der Susita. Am Sereth und an der unteren Donau steigerte sich die Gefechtstätigkeit.

Mazedonische Front.

Die erhöhte Feuertätigkeit dauerte an, besonders südwestlich des Dojran-Sees. Bei Ihuma und Alcak Mah unternahmen die Bulgaren erfolgreiche Streifen, bei denen mehrere französische Posten aufgehoben und zurückgeführt wurden. Einige angreifende feindliche Kompagnien wurden durch Feuer vertrieben.

Der Erste Generalquartiermeister Ludendorff.

Vermischtes.

Nebra, 31. August. Das gestrige Gastspiel des Leipziger Modernen Theaters im Preußischen Hof hierselbst war gut besucht. Das zeitgemäße Stück „Wenn die Friedensglocken läuten", Traumbild von O. Pitschel, unter Leitung des Direktors Eugen Schilde, machte auf die Besucher in Spiel und Handlung tiefen Eindruck. Alle Darsteller haben mit Lust und Liebe und viel Geschick zu der wirklich guten Aufführung des Stückes beigetragen. Der gespendete wohlverdiente Beifall der zahlreichen Besucher war den Künstlern als besonderer Lohn zu gönnen.

Beschlagnahme der Gasthauswäsche. Durch eine Verfügung der Reichsbekleidungsstelle sind die gesamten Bestände an Bett-, Haus- und Tischwäsche, die sich im Besitz von Hotels, Pensionen und Gastwirtschaften befinden, beschlagnahmt worden.

Erhöhung des Frachtbriefstempels. Bei Auflieferung von Stückgütern für die Eisenbahn ist zu beachten, daß gewöhnliche Frachtbriefe von jetzt ab mit 15 Pfg. und Eilgutfrachtbriefe mit 30 Pfg. zu frankieren sind.

St. Ulrich, 27. August. Hier verletzte der Knecht Skippa die Dienstmagd Simonek, die seinen Heiratsantrag abgelehnt hatte, durch zwei lebensgefährliche Messerstiche. Er selbst schoß sich eine Kugel in die Brust und mußte nach der chirurgischen Klinik in Halle gebracht werden.

Roßleben, 27. August. Das Verdienstkreuz für Kriegshilfe wurde Herrn Prof. Most an der hiesigen Klosterschule verliehen.

Naumburg, 28. August. [Strafkammer.] In einer Alimentationsklage hatte die damals noch nicht 18 Jahre alte Anna Zeigermann aus Nebra einen Meineid geleistet, weshalb sie heute zu einem Jahre Gefängnis und dauernder Eidesunfähigkeit verurteilt wurde.

Kirchliche Nachrichten.

13. Sonntag nach Trinitatis.

Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Nachmittag 2 Uhr.
Sedanfeier.
Kirchgang des Kriegervereins.
Kollekte für den evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins.

Jugendverein.
Sonntag, den 2. September, abends 1/2 9 Uhr im Weißen Roß.

Ich habe heute einen Nachtrag (Nr. Bst. 1545/7. 17. KRA. zu der Bekanntmachung Nr. L. 1./3. 17. KRA. betreffend Höchstpreise für Eichenrinde, Fichtenrinde und zur Gerbstoffgewinnung geeignetes Kastanienholz vom 20. März 1917 erlassen.

Der Nachtrag ist in den amtlichen Zeitungen veröffentlicht worden.

Magdeburg, den 27. August 1917.

Der stellvertretende Kommandierende General des IV. Armeekorps:
Frhr. v. Lyncker,
General der Infanterie
à la suite des Luftschiffer-Bataillons Nr. 2.

Durch Bekanntmachung Nr. H. I. 59/6. 17 KRA. habe ich eine Verfügung betr. Versorgung des Heeres mit Nadelschnittholz erlassen.

Die Bekanntmachung ist in den amtlichen Zeitungen und in ortsüblicher Weise veröffentlicht worden.

Magdeburg, den 31. August 1917.

Der stellvertretende Kommandierende General des IV. Armeekorps:
Frhr. von Lyncker,
General der Infanterie
à la suite des Luftschiffer-Bataillons Nr. 2.

Betrifft Aufnahme des Bestandes und Bedarfs an Brenn- und Heizstoffen.

Auf Anordnung des Herrn Reichskommissars für die Kohlenverteilung findet am 1. 9. 1917 eine Ermittelung des **Bedarfs** und des **Bestandes** an Brenn- und Heizstoffen für den Kreis statt; den Ortsbehörden werden die hierzu nötigen Formulare und Anweisungen dieser Tage zugehen.

Alle Einwohner des Kreises bitte ich dringend, die Ortsbehörden bei den für die Kohlenversorgung im kommenden Winter außerordentlich wichtigen Feststellungen bereitwilligst zu unterstützen. Wegen der Kohlenversorgung selbst verbleibt es bis auf Weiteres bei den von mir getroffenen Anordnungen (vergl. Bekanntmachung vom 26. 7. 1917 (Kreisblatt 174).

Querfurt, den 17. August 1917.

Die Kriegswirtschaftsstelle.
von Helldorff. Königlicher Landrat.

Betrifft Abgabe von K. A. Seife.

Da bei der vorstehenden Regelung der Abgabe der K. A. Seife und K. A. Seifenpulver an den Handel, die Wiederverkäufer diese Waren nur noch insoweit erhalten werden, als sie Seifenkartenabschnitte an **ihre Bezugsstellen** abliefern, ist es notwendig, die Seifenkartenabschnitte sowie alle übrigen Ausweise, die zur Abgabe von Seife und Seifenpulver berechtigen, im Monat August zu sammeln und bei der nächsten Bestellung von K. A. Seife und K. A. Seifenpulver den Bezugsstellen (Lieferanten, Seifenfabriken) einzureichen.

Es brauchen daher künftighin die Seifenkartenabschnitte dem Kreis-Ausschuß **nicht** mehr eingereicht werden. Die Verpflichtung, Lagerbücher pp. zu führen, bleibt jedoch weiterhin bestehen. Die monatlich aus den Lagerbüchern einzureichenden Auszüge sind fortan nicht mehr dem Kreis-Ausschuß, sondern den zuständigen **Ortspolizeibehörden einzureichen**, welche auch die Kontrolle über die richtige Führung der Lagerbücher ausüben werden.

Querfurt, den 14. August 1917.

Der Königliche Landrat.

Betrifft: Schrotmühlen.

Auf die vom Herrn stellvertretenden Kommandierenden General unterm 16. d. Mts. erlassene im Kreisblatt Nr. 164 veröffentlichte Verordnung betreffend Schrotmühlen wird zwecks genauer Beachtung hierdurch noch besonders hingewiesen.

Soweit die Ortspolizeibehörden von dem Recht der Erlaubniserteilung Gebrauch machen, empfehle ich ihnen die Erlaubnis auf der den Landwirten von der Gemeindebehörde über die zur Verfütterung freigegebenen Mengen ausgefertigten Schrotkarte anzubringen. Dem betreffenden Landwirt ist aufzugeben, nach Beendigung des Schrotens bezw. nach Ablauf der Frist den Abschnitt der Schrotkarte der Ortspolizeibehörde zurückzugeben, die diese Abschnitte bis zum 10. jeden Monats an den Kreisausschuß zur Fortschreibung in den Wirtschaftskarten einsendet.

Damit die Ortspolizeibehörde laufend darüber unterrichtet bleibt, für wen und über welche Mengen sie Schroterlaubnis erteilt hat und zur Kontrolle darüber, daß die Schrotkartenabschnitte ihr vollzählig wieder zugehen, empfehle ich ihr die Anlegung und Führung einer diesbezüglichen Liste.

Querfurt, den 21. August 1917.

Der Königliche Landrat.

Betrifft Kohlen für Dampfdrusch, Pflugarbeiten, Schmieden und Molkereien.

In Abänderung der bisherigen Bestimmungen der Reichsgetreidestelle über die Belieferung obengenannter Betriebe für die Zeit bis 1. 10. 17 haben der Reichskommissar für die Kohlenverteilung, sowie das Landesgetreideamt jetzt mitgeteilt, daß diese Lieferungen direkt durch den Handel erfolgen sollen; es kann selbstverständlich bei der allgemeinen Kohlenknappheit nur der **dringendste** augenblickliche Bedarf geliefert werden.

Falls trotzdem an einer Stelle Schwierigkeiten entstehen sollten, wird um Mitteilung nach hier gebeten, ich werde dann versuchen, für Abhilfe zu sorgen, kann aber — da die Bestimmungen hierüber dauernd wechseln — eine **Garantie** für Lieferung der Kohlen **nicht übernehmen.**

Querfurt, den 23. August 1917.

Die Kriegswirtschaftsstelle.

Montag, den 3. September, von 8 bis 10 Uhr vormittags, Brot- und Zuckermarken-Ausgabe im Preußischen Hof nach alphabetischer Reihenfolge.

Nebra, den 31. August 1917.

Der Magistrat.

Die in der Bezirksfleischerei anfallenden Knochen erhalten nur diejenigen ärmeren Personen, die in der bei der obigen Fleischerei aufliegenden Liste eingetragen sind. Andere Personen haben darauf keinen Anspruch.

Nebra, den 30. August 1917.

Der Bürgermeister.

Bekanntmachung.

Die diesjährige **Grummetnutzung** auf den der Stadtgemeinde **Nebra** gehörigen **40 Morgen Wiesen** soll

Montag, den 3. September d. Js., nachmittags 3 Uhr, an Ort und Stelle

unter den im Termin bekannt zu machenden Bedingungen verkauft werden.

Nebra, den 25. August 1917.

Der Magistrat. Pröschold.

Es ist eine Ermittelung des **Bestandes an Brenn- und Heizstoffen** am 1. September d. Js., des **Bedarfs** an solchen für die Zeit vom 1. September 1917 bis zum 31. März 1918 und des tatsächlichen **Brennstoffbezugs** in der Zeit vom 1. April 1915 bis 31. März 1916 vom Reichskommissar für Kohlenverteilung angeordnet.

Zur Durchführung dieser Anordnung haben uns alle **Kohlenhändler**, die **landwirtschaft-** und **gewerblichen Betriebe, alle sonstigen Haushaltungen** und endlich die **Behörden und Anstalten** hiesiger Stadt die erforderlichen Angaben bis

5. September d. Js.

zu machen.

Abgesehen von den Nachteilen, macht sich jeder nach den bestehenden Bestimmungen strafbar, der die Angaben bis zu obigem Tage nicht oder der Wahrheit zuwider macht.

Nebra, den 30. August 1917.

Der Magistrat. Pröschold.

Der **Preis für Frühkartoffeln** ist von der Provinzial-Kartoffelstelle für diese Woche auf **6,50 Mk. pro Zentner** festgesetzt. Wir benötigen dringend **Frühkartoffeln** und ersuchen um Angebote. **Spätkartoffeln** dürfen noch nicht geerntet werden, was wir bei Vermeidung von Bestrafung zu beachten ersuchen.

Nebra, den 31. August 1917.

Der Magistrat. Pröschold.

Bekanntmachung.

Unter Bezugnahme auf die Anordnung des Kreis-Ausschusses im Querfurter Kreisblatt Nr. 164 vom 21. 8. 17 betreffs Abgabe von Hartobst, bin ich für den Kreis als **Kreiskommissionär** ernannt und mit dem Aufkauf und mit der Verladung beauftragt worden.

Es werden als **Unterkommissionäre** bezw. **Sammelstellenleiter** folgende Herren und Firmen beschäftigt:

Plantagenbesitzer Moritz Hädrich in Freyburg a. U.,
Obsthändler Louis Müller in Laucha a. U.,
„ Hermann Burkhardt in Mücheln,
„ Robert Kretzschmar in Nebra a. U.,
„ Paul Feist in Schönewerda a. U.,
„ Reinhold Müller in Großosterhausen,
Gärtnereibesitzer Franz Heinicke in Wennungen,
Frau Selma Lautenschläger in Querfurt,
August Köhler in Goseck bei Naumburg a. S.
August Gebhardt in Querfurt,
Ernst Barnutz in Wenden bei Mücheln,
Hermann Thon in Mücheln,
Kaufmann Fritz Staupendahl in Freyburg a. U.,
F. L. Ehricke in Roßleben a. U.,
Böttger & Borgis in Querfurt,
Knaufft & Hillemann in Greußen i. Thr.

Ich bitte daher alle Herren Gutsvorsteher und Ortsrichter, sowie Obsterzeuger Sorge tragen zu wollen, daß alles Obst, mit Ausnahme des anerkannten Tafelobstes an obengenannte Herren bezw. Firmen restlos abgeliefert wird.

Willy Schneider,
Mücheln, Bez. Halle a. S., Telefon Nr. 4.

Wegen Erkrankung meines jetzigen Mädchens suche ich zum 1. Oktober ein

Hausmädchen bei gutem Lohn.

Frau **J. Kuntz**, Naumburg Saale, Sedanstraße 11 p.

Jeden Posten

leere Blumentöpfe

kauft **Kneifts Gärtnerei.**

Torpedoboots-Matrose, aus Umgegend gebürtig, bittet um Uebersendung einer

Handharmonika.

Nähere Auskunft und Adresse sagt die Geschäftsstelle d. Bl.

6—8 Fuhren guten Stalldünger

kauft **H. Melchior.**

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stlebitz in Nebra.

Hierzu Sonntagsblatt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219170901-11/fragment/page=0004

Nr. 36 1917

Gute Geister

Ein Sonntagsblatt für das deutsche Haus

Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu zahlreichen angesehenen deutschen Zeitungen. ✻ 30. Jahrg.

Expedition und Annoncen-Annahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

Der Wagehals.

Roman von F. Skowronnek.

(Forts.) (Nachdr. verb.)

Der Baron blieb .. Eine Viertelstunde später ging er mit den Bauern ins Wirtshaus. Er hatte den Zuschlag erhalten, nachdem er den Bauern Erlaubnisscheine zur Anstandsjagd erteilt hatte. Außerdem sollte der Vertrag noch gründlich begossen werden.

„Nun sagen Sie mir bloß, Herr Hegemeister, weshalb ich nicht weiter bieten sollte," fragte der Assessor, als sie im Auto saßen. „Mir wäre es doch nicht darauf angekommen, soweit zu bieten, bis dem edlen Polen die Luft und der Draht ausgegangen wäre."

„Das weiß ich, Herr Assessor," gab Krummhaar vergnügt zur Antwort. „Sie müssen aber noch etwas mehr tun, Sie müssen dafür sorgen, daß der Baron den Zuschlag bestätigt bekommt, damit wir ihm das Vergnügen gründlich versalzen können. Die fünfhundert Meter Grenze werden wir jetzt so energisch bewachen und beunruhigen, daß nicht ein Reh mehr dort austritt .. Wie ich den Baron taxiere, wird er die Bauern auch mit Erlaubnisscheinen geködert haben, denen wollen wir bald das Handwerk legen."

Chloris. Nach dem Gemälde von A. Seifert.

„Ich wüßte etwas Besseres, Herr Hegemeister. Ich hole mir sofort die Erlaubnis ein und lasse das Stück Grenze mit dichtem Draht einzäunen."

„Das kann später geschehen, wenn es nötig sein sollte, Herr Assessor. Erst wollen wir doch unseren Spaß haben, den Baron und die Bauern auf dem Anstand sitzen zu sehen."

Schon am nächsten Tage begann's in der Forst zu krachen, meistens auf den Wiesen der Aschwöne, wo sonst kein Schuß fallen durfte ... Aus einem Gewehr konnten diese Böllerschüsse nicht stammen, dazu waren sie zu stark ... Gleich am ersten Abend knallte es ein dutzendmal, bald hier, bald dort ... Am nächsten Morgen wieder .... Die Grünröcke gerieten in Aufregung, denn sie konnten den oder die Täter nicht erwischen.

Mooslehner gelang es festzustellen, daß es sich nur um Feuerwerkskörper, sogenannte kleine Kanonenschläge handeln konnte. Nicht weit von ihm war so ein Böllerschuß losgegangen und er hatte mit Hilfe seines Hundes verbrannte Papierfetzen gefunden ... Der Wald wimmelte von Beerenlesern, Wei-

bern und Kindern... Aber sie wußten von nichts, hatten niemand gesehen, auf den sie Verdacht haben konnten . . . Der Zweck dieser Völlerei war klar: das Wild sollte beunruhigt und vergrämt werden . . . und er würde nur zu gut erreicht . . . das Wild verschwand von den Wiesen, verzog sich nach anderen Revieren und trat abends früher als sonst auf die Felder aus . . .

Es war leicht zu erraten, von wem diese Maßregel ausgehen konnte . . . aber es fehlte der Beweis . . . Die Forstbeamten waren früh und spät auf den Beinen. Was würde bloß der „Alte" sagen, wenn er zurückkam und die Bescherung fand.

Endlich gelang es Krummhaar, dem Rätsel auf die Spur zu kommen . . . Er hatte sich vor Tagesgrauen gedeckt aufgestellt... Als es hell wurde, kam ein Junge von etwa zehn Jahren angetrollt, sah sich vorsichtig um und verschwand in einem Fichtenhorst . . .

Als er wieder herauskam, blieb er vergnügt grinsend stehen. Nach zwei Minuten krachte es in dem Horst . . . Jetzt lief der Junge davon . . . Er kam aber nicht weit, denn plötzlich war ein großer Hund hinter ihm her und packte ihn am Hosenboden.. lein." . . . Durch die andere Tür trat der Forstaufseher Bauschus ein. Er hatte den Knecht, der sich heftig sträubte, am Kragen. Hinter ihm kam der Gemeindevorsteher . . .

„So, nun können wir wohl mit der Haussuchung beginnen, meine Herren," sagte der Assessor ruhig.

„Ich protestiere dagegen," rief der Baron heftig.

Fedora hatte sich, als wenn sie die Sache gar nichts anginge, eine Zigarette angezündet . . . „Du bist ein Trottel, Roman, ein ausgemachter Trottel," sagte sie in eisigem Tone. . . .

Der Hegemeister blieb in der Tür zum Nebenzimmer stehen und nickte ihr lächelnd zu . . .

Die Haussuchung dauerte nicht lange. Im Nebenzimmer stand ganz offen auf dem Tisch ein großes Paket mit Kanonenschlägen. In stummer Wut ließ der Baron alles über sich ergehen . . . Ein Protokoll wurde aufgenommen . . . Scharf und kurz gab er Antwort. Er leugnete nichts. Mit fester Hand unterschrieb er das Protokoll . . . „Haben die Herren noch ein Anliegen?"...

„Sie scheinen die Situation noch nicht richtig erfaßt zu haben," erwiderte Krummhaar ruhig. „Wenn ich jetzt Ihre Verhaftung

Ihr und Wir . .

Und schlägt jetzt euer reines Schwert . . .
So heilet uns're Hand.
Damit auch wir — wir ihr — so wert
Dienen dem Vaterland!

Und haltet ihr die Grenzen frank . . .
Und schützt ihr unsern Rhein . . .
Wir halten den Herd euch dafür blank
Und schützen die Treue Euch fein!

Und singt ihr jetzt ein Schlachtenlied . . .
Wir stammeln ein Gebet!
Das mit euch reitet . . . mit euch zieht,
Wohin ihr immer geht!

Und wird euch zum Märchen, was zärtlich und warm,
Flieht alles, was köstlich und weich,
Und seid ihr an Ruhe und Lieb' jetzt auch arm, . . .
Wir schenken uns dafür . . . . . reich!!

Käte Lubowski.

Gemächlich kam der Hegemeister heran und schnitt sich vor den Augen des kleinen Sünders einen fingerdicken Haselstock ab . . .

Ohne eine Frage zu tun, nahm er den Schlingel aufs Knie und rieb ihn sehr gründlich mit ungebrannter Asche ein.

„Ich werde ja alles erzählen, ich werde alles sagen . . . Ach Gott, trautester, liebster, goldener Herr Förster . . . das tut ja weh . . ."

„Das soll es auch, mein Sohn. Ich will dir bloß ein bißchen das Gewissen schärfen und die Zunge locker machen. So. Nun, wie heißt du?"

„Ich heiß Max Kaprelat, aber der Gustav Krause und der Karl Grinda haben das auch gemacht . . . Wir kriegen jedesmal fünf Dittchen dafür."

„Von wem denn?"

„Von dem Knecht, der bei dem Herrn Baron dient . . ."

Der Hegemeister nahm den Stock, den er unter den linken Arm gesteckt hatte, zur Hand . . . „Dein Gewissen ist noch nicht genug geschärft, mein lieber Max . . ."
das Geld dafür." — —

Der Schlingel hob bittend und beteuernd die Hände. „Ich werde die reine Wahrheit sagen. Der Herr Baron gibt uns immer

Herr von Zaleski wechselte die Farbe, als gegen Mittag der Herr Assessor mit dem Hegemeister und einem Gendarm zu ihm ins Zimmer trat.

„Was verschafft mir die Ehre?"

'ne Ehre ist es gerade nicht für Sie, weshalb wir hier sind," erwiderte der Hegemeister.

„Was erlauben Sie sich, Herr Förster?"

„Nichts mehr, als ich verantworten kann. Und mein Titel lautet Hegemeister . . ."

Ehe der Baron etwas antworten konnte, tat sich die Tür auf. Fedora trat ins Zimmer. In heftigem Tone rief sie auf polnisch dem Baron etwas zu und wandte sich wieder zum Gehen. Der Gendarm vertrat ihr die Tür. „Sie müssen hierbleiben, Fräu- wegen Fluchtverdachts beantrage, nimmt Sie der Herr Gendarm unweigerlich mit. Was meinen Sie, Herr Assessor? Der Herr hat hier keinen festen Wohnsitz . . . das Geschäft, das er betreibt . . ."

Der Baron knirschte mit den Zähnen . . . seine Augen sprühten . . . Fedora legte ihm die Hand auf den Arm und flüsterte ihm etwas auf polnisch zu.

„Ich bitte, Herr Assessor, mich gegen Ihre Untergebenen zu schützen, Sie wissen doch, wer ich bin."

„Wenn der Herr Hegemeister nichts dagegen hat, will ich darauf Rücksicht nehmen. Kommen Sie, meine Herren, die Sache ist hier vorläufig erledigt . . ." Mit einer kurzen Verbeugung gegen Fedora verließ er das Zimmer . . .

„Hat der Baron schon die Jagd bezahlt?" fragte Krummhaar auf dem Hofe den Gemeindevorsteher. „Die war doch gestern fällig."

„Ich wollte heute deswegen zu ihm gehen . . ."

„Na, dann seht euch vor, daß der Baron euch nicht ausrückt. Der Betrieb scheint hier schon seit ein paar Wochen eingestellt zu sein. Ich traue dem Frieden nicht, der rückt bei Nacht und Nebel aus."

„Dem Deuwel trau! Wir aben auch noch ein paar hundert Mark für Fuhrlohn zu bekommen." — —

Roman von Zaleski hatte sich in einen Stuhl geworfen und die Hände gegen die Stirn gedrückt. . . . Fedora ging stark rauchend vor ihm auf und ab. „Das habe ich dir alles vorausgesagt . . . eine Dummheit nach der andern. Der Besuch in der Oberförsterei, der Verkehr mit dem Assessor . . . das Scheibenschießen . . . die Jagdpacht . . . Jetzt habe ich genug davon . . . Ich mache Schluß."

„Die Ratten verlassen das Schiff," erwiderte Roman leise.

„Ein geschmackloser Vergleich, aber du bist sehr im Irrtum. Du scheinst zu glauben, daß ich nur zu meinem und deinem Vergnügen mit dir in dies gottverlassene Nest gegangen wäre. O nein . . . Ich bin die Vertrauensperson des Londoner Komitees.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219170901-11/fragment/page=0006

. . . Ohne meinen Willen erhältst du nicht mehr einen Pfennig. Und nach meiner Ansicht ist unser Aufenthalt hier völlig überflüssig geworden. Durch den doppelten Kordon kommt keine Katze mehr hindurch."

Der Baron erhob sich. „Das ist ja äußerst interessant . . . nicht eine Geliebte, sondern eine Aufpasserin habe ich mir mitgenommen. Da diese beiden Rollen sich sehr schlecht miteinander vertragen, so wollen wir sie beide beendigen . . . Das gnädige Fräulein werden sich in ihr Zimmer verfügen und dort abwarten, was mit hochdemselben weiter geschehen soll."

„Das werden wir gleich wissen." . . . Sie riß die Tür auf. „Stanislaw."

Der Knecht trat ein . . . eine mittelgroße breitschultrige Gestalt. Mit dem Finger wies Fedora auf den Baron. „Was machen wir jetzt mit diesem Trottel?"

„Was gnädiges Fräulein befehlen . . ."

Fedora ging lächelnd auf ihn zu.

„Herr von Zaleski, jetzt wollen wir Ihre Rolle beendigen. Ich bitte, mir Rechnung zu legen . . . Ich habe hier aufgeschrieben, was Sie bekommen haben . . . und was Sie zu fordern haben . . . Sie müssen noch tausend Mark in Ihrem Besitz haben, die dem Komitee gehören . . . Die werden Sie mir gleich übergeben . . ."

Der Baron hatte die Farbe gewechselt, als der Knecht eintrat. Er hatte seine Lage begriffen . . . Das Blut stieg ihm zu Kopf . . . seine Hände zitterten und zuckten . . . Er biß die Zähne zusammen und zwang sich zur Ruhe. Es hatte keinen Zweck, sich auf den Kerl zu stürzen, der ohne Mühe die schwersten Kisten, an denen drei Mann sich abmühten, wie ein Kinderspielzeug vom Wagen hob. Und es hatte auch keinen Zweck, das Weib zu bitten. . . . Es gab nur einen Ausweg . . . ins Nebenzimmer zu seinen Waffen zu gelangen.

Stanislaw schien ihm diesen Gedanken vom Gesicht abgelesen zu haben, denn er tat ein paar Schritte und stellte sich vor die Tür.

„Nun, Herr von Zaleski, ich warte auf Ihre Antwort . . ."

Roman griff in seine Brusttasche und nahm seine Brieftasche heraus.

„Ich habe nur noch hundert Mark bei mir."

„Das ist herzlich wenig. Aber wenn Sie sparsam damit umgehen und bescheiden dritter Klasse fahren, können Sie damit bis Galizien kommen. Ich werde Ihnen den Koffer packen. Ein Anzug und etwas Wäsche wird genügen. Sobald Sie uns die fälligen tausend Mark einschicken, senden wir Ihnen Ihr persönliches Eigentum zu . . . Einen Augenblick, ich bin gleich fertig . . ."

Sie verschwand im Nebenzimmer . . . Nach wenigen Minuten kam sie mit einem kleinen Koffer zurück. „Und nun glückliche Reise, Herr von Zaleski . . . Sie haben so einen merkwürdigen Ausdruck im Gesicht. Tun Sie das nicht, gehn Sie nicht nach Rußland . . . Die Leute dort sind sehr ungemütlich . . . und sie wissen leider schon, daß Ihr amerikanischer Paß gefälscht ist . . ."

Ohne eine Mine zu verziehen, nahm der Baron den Koffer . . . Er hatte noch eine Hoffnung . . . seine Dogge . . . Vor der Tür steckte er zwei Finger in den Mund und tat einen gellenden Pfiff. „Nora!" . . .

Ein Heulen, das aus einem Stall zu kommen schien, antwortete ihm . . . „Sie müssen uns nicht für so dumm halten, Herr von Zaleski . . ." sagte Stanislaw mit höhnischem Lachen. „Darauf war ich vorbereitet."

„Nicht durchs Dorf, hier geht es in den Wald. . . . Ich werde mir erlauben, Sie ein Stück zu begleiten."

„Du Hundeblut, du verdammter Knecht . . ."

Stanislaw maß ihn mit einem kalten Blick. „Die Rolle habe ich ausgespielt . . . Mein Name lautet ganz anders . . . Aber ich werde meine Hand mir nicht an Ihnen beschmutzen . . ."

Der Baron sah ihn mit einem fassungslosen Blick an. „Um Himmels willen, doch nicht der Graf . . .?"

„Keinen Namen, wenn ich bitten darf . . . Sie werden jetzt auch wissen, weshalb wir heute mit Ihnen abgerechnet haben . . ."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," rief der Baron heftig.

„Was man nicht hat, kann man nicht geben," erwiderte Stanislaw eisig. „Wir haben die Beweise in Händen, daß Sie das Lager in Wilna den russischen Behörden verraten haben. Der Judaslohn ist durch einen glücklichen Zufall in meine Hände gelangt . ."

Wie ein geprügelter Hund schlich der Baron mit seinem Köfferchen davon in den Wald . . .

22.

Im litauischen Zimmer saß der Assessor der Weschkalene gegenüber. Er hatte ihr einen Besuch gemacht, um bei ihr zu frühstücken und ein bißchen mit ihr zu plaudern. Im Geheimen trieb ihn der Wunsch, der alten Dame sein Herzeleid zu klagen und sie um Rat zu bitten. Der Alkohol, den er als Betäubungsmittel angewandt hatte, half nichts mehr . . .

Wo er ging und stand, sah er Wera vor sich. Ihre volle, stolze Gestalt, die verschleierten schwarzen Augen . . . das üppige Haar, das sie wie ein dicker Schleier bis zu den Füßen umwallte . . . So hatte er sie auf dem Polterabend des Forstmeisters gesehen als Zigeunerin, die dem jungen Paar aus der Hand die Zukunft prophezeite.

„Gnädige Frau, ich muß Ihnen ein Geständnis machen. Ich will Sie um Ihre Hilfe bitten . . ."

„Die gnädige Frau lassen Sie man ganz beiseite . . . an die neue Mode kann ich mich nicht mehr gewöhnen. Ich bin die Weschkalene. . . Meinen Rat sollen Sie haben, aber erst, wenn Sie sich sattgegessen haben. Ein hungriger Magen ist ein schlechter Berater . . . So, nun kommen Sie," sagte sie, als der Assessor Messer und Gabel beiseite gelegt hatte . . .

„Nehmen Sie Platz. Und nun sprechen Sie zu mir, als wenn Sie zu Ihrer Mutter sprechen."

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Wissenswertes.

Die Verwertung des Obstes.

In einer Zeit, wo es nötig ist, alle Reserven der Volksernährung, die uns der eigene Grund und Boden darbietet, bis aufs letzte auszunutzen, dürfen wir auch die Frage einer zweckmäßigen Verwertung unserer großen Bestände an Früchten aller Art nicht außer acht lassen. Daß diese Sorge jetzt gegenständlich wird, bedarf keiner weiteren Erwähnung. Trotzdem Deutschland durch sein Klima sehr geeignet zur Produktion wohlschmeckenden Obstes ist, sind doch bisher ganz außerordentlich große Summen für die Ausfuhr aus dem Lande gegangen, und zwar nicht nur für Südfrüchte, die wir nicht selbst erzeugen können, sondern auch für solche, die wir bei zweckmäßiger Organisation ebenso gut hätten im Lande hervorbringen können. Namentlich getrocknete Pflaumen und Aepfel stehen mit gewaltigen Ziffern auf unserer Einfuhrseite. Die Einfuhr an Aepfeln hatte im Jahre 1913 einen Wert von 46 Millionen Mark, die an getrocknete Pflaumen 22½ Millionen Mark. Nun ist es jetzt natürlich nicht möglich, eine zweckentsprechende Aenderung unserer Produktion zu improvisieren, wir müssen uns damit begnügen, das was wir haben, besser zu benutzen. Die große Einfuhr beruht nämlich zu einem Teil wenigstens darauf, daß wir zwar eine große Menge Früchte in Deutschland erzeugen, daß aber sehr häufig die Qualität infolge mangelnder Hochkultur keine besonders gute ist. Infolgedessen haben wir das unerfreuliche Resultat, daß einerseits viel eingeführt wird, während anderseits eine große Menge minderwertiger Früchte einfach verkommt oder im günstigen Fall an die Schweine verfüttert wird. Es besteht für die Früchte minderen Wertes überhaupt in vielen Bezirken Deutschlands kein organisierter Markt; und ebenso fehlt es an einer zweckmäßigen Ausnutzung unserer gewaltigen Vorräte an Wildfrüchten aller Art, wie Preißelbeeren, Brombeeren, Heidelbeeren, Hagebutten usw. Es handelt sich also ganz allein um die Frage, auf welche Weise denn diese großen Massen von Früchten, die entweder an sich zum menschlichen Genuß weniger tauglich sind, oder aber deren Verwendung in frischem Zustande auf Schwierigkeiten stößt, der Volksernährung in vollem Umfange zugeführt werden können. Es kommen hier zwei Methoden in Betracht, nämlich das Dörren und das Einkochen mit Zucker zu billigen Säften oder Musen. Die letzte Methode hat noch den besonderen Vorteil, daß durch den reichen Zusatz von Zucker den Früchten, die sonst vorwiegend ihres hohen Wohlgeschmacks wegen von Bedeutung sind, ein hoher Nährwert verliehen wird. Aber es ist im Grunde gleichgültig, welcher Weg eingeschlagen wird, wenn nur überhaupt einer dieser Wege mit Energie beschritten wird. Soll dies aber wirklich geschehen, so ist dazu eine straffe Organisierung nötig und zwar auf der Grundlage möglichst weitgehender Dezentralisation. Ich habe bereits vor Jahren mit Unterstützung der Frauenbünde für diese Sache eine Werbetätigkeit entfaltet und möchte sie jetzt auf das energischste wiederholen. Es ist Sache der Frauenvereine, überall und ganz speziell in den kleinen Städten Zentralstellen zu schaffen, von denen aus sowohl das Sammeln alles irgendwie erreichbaren Obstes wie auch das Konservieren in irgendeiner zweckmäßigen Form geleitet werden muß. Das Verfahren wird je nach den örtlichen Bedingungen etwas verschieden sein, und darum ist es am besten, keine allgemeinen Regeln aufzustellen. Die Hauptsache ist, den Frauenvereinen und ebenso den einzelnen Frauen, deren soziale Stellung ihnen einen gewissen Einfluß verleiht (Frauen der Bürgermeister, Landräte, Pastoren, Aerzte usw.) klar zu machen, daß es ihre Pflicht ist, dafür zu sorgen, daß in diesem Kriegsjahre nicht eine Frucht am Baume und nicht eine Beere in den Wäldern ungenützt verkommen darf.

Prof. Dr. Karl Oppenheimer.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219170901-11/fragment/page=0007

Garell und seine Frau.

Skizze von Gustav Ullmann. Berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg. (Nachdruck verboten.)

Den ganzen Tag hatte Garell in seinem Laden gestanden und war wie gewöhnlich gegen jedermann liebenswürdig gewesen. Er hatte in der Stadt und Umgegend den Ruf, ein außerordentlich angenehmer Mensch zu sein. Und in seiner Weise war er es auch. Das heißt, je flüchtiger die Bekanntschaft mit Allan Garell war, desto netter fand man ihn. Er besaß wirklich die Kunst, sich die Menschen zu gewinnen und sie zu Kunden zu machen. — — —

Es war Spätwinter. Trocken, weißgrau blinkten die Straßen, in den Parkanlagen aber leuchtete der Schnee noch auf den Rasenflächen, als wäre er vergessen worden. Und überall, auf dem Trottoir und drinnen im Dunkel gingen, Paar für Paar, glückliche Menschen.

„Wie einsam ich bin!" dachte Garell. Und dachte er weiter: „Warum bin ich so einsam?"

Nun, die Antwort kannte er ja sehr wohl. Aber gerade heute hatte sich ihm die Frage so bitter fühlbar gemacht. Er, der wirklich durch die Macht der Liebe sich eine Frau gewonnen hatte und sie besaß, seine einzige Nelly — er mußte ohne sie sein, mußte allein wandern, durfte nicht Arm in Arm mit ihr spazieren, zu ihr gehen — zu seiner Nelly!

Oh, es war eine alte Geschichte, ganze fünf Jahre alt. Und so herrlich war es gewesen! Er seufzte. Und dachte zurück, wie sie sich gefunden hatten, und wie gut alles gegangen war. Im Anfang. Aber dann — hatte er begonnen, an Nellys Treue zu zweifeln. Besaß er berechtigte Veranlassung dazu? Ja, das konnte man nicht so bestimmt wissen. Er mußte ja den ganzen Tag sein Geschäft versehen. Und außerdem — Nelly war so beliebt, fast ebenso sehr wie er selbst. Und dagegen war ja nichts zu sagen. Man konnte sich auch kaum eine prächtigere Frau vorstellen. Garell hatte bemerkt, daß sie nie von jemanden Schlechtes sprach. Aber einer seiner besten Freunde, der Ratsmann, hatte einst gesagt: „Wer nie von anderen Böses spricht, hat selbst irgend eine Teuselei zu verbergen." Wie schon dieser Weisheitsspruch Garells Eifersucht reizte! Alles mögliche Geringfügige und Gute — oder richtger Böse — hatte ihn sinnlos gemacht. Ja, denn das muß er ja gewesen sein. Wie er sich nur benommen hatte! Gegen Nelly! Gegen die schönste und sanfteste Frau der Erde! Er konnte nun kaum begreifen, wie es so weit gekommen war, daß es schließlich bis zu einer Verwarnung durch den Pastor und den Krichenrat führte und zur Trennung von Tisch und Bett auf ein Jahr.

Allan Garell war ein im praktischen Leben erfahrener und kluger Mann. Gleichzeitig rechtschaffen gegen andere und für sich selbst bedacht, wußte er sowohl das Rechte um seiner selbst willen zu tun, wie auch sein eigenes Recht zu wahren. Nur mit Bezug auf Nelly fühlte er sich ewig unsicher. Er gestand sich zwar, daß er sich im Zorn vergangen, ja, bis zu Handgreiflichkeiten vergessen hatte. Aber das war ja die Folge gewesen von — — — von ihrer unglaublichen, unvernünftigen Ruhe! Nun war die Frage die: war diese Ruhe die des guten Gewissens oder der frechen Verstellung? Darüber hatte Garell kein bestimmtos Urteil. Da schwankte er beständig zwischen Zweifel und Zuversicht.

Doch eins war gewiß, traurig gewiß: er hatte sich gegen Nelly sehr schlecht betragen. Und das nur zu oft. Sie konnte schließlich wohl nichts anderes tun, als sie getan hatte. Und Allan hatte sich mit gebeugtem Nacken in die Folgen seiner Vergehen gefunden, in die Verwarnung durch den Kirchenrat und die Trennung von Tisch und Bett. — — — Es war ihm also bei Gefahr einer Geld-, ja, im schlimmsten Falle einer Gefängnisstrafe verboten, Nelly zu treffen, sie zu besuchen. Seine eigne Nelly!

Ja, aber wenn niemand es weiß! — Und wenn Nelly selbst es will! — Nelly selbst will es! —

Dieser gefährliche Gedanke blitzte in Garells Kopf auf, als er durch die kühle Dämmerung seiner einfachen, wider Willen gewählten Junggesellenwohnung zuschritt. Sein nächster Gedanke war von so beruhigender Art, daß er blindlings Kehrt machte, nach Hause zu Nelly. — — —

„Nein, aber — Allan! Was fällt Dir denn ein!" rief Frau Garell bestürzt aus, als sie durch das Schellen der Haustürglocke von ihrem frugalen Abendbrot fortgelockt wurde, um ihrem bis auf weiteres von ihr geschiedenen Manne zu öffnen.

„Was mir einfällt? Du, nur Du!" antwortete Allan und trat ins Zimmer. Er fühlte sich wirklich ein wenig verwirrt, war nicht recht zu Hause in seinem eigenen Heim. „Hm, Du verzeihst wohl," fügte er scheu hinzu.

„Ja, — das ja —" stammelte Frau Nelly, indem sie ängstlich die Tür hinter ihm verriegelte. „Aber, Du bist doch wohl — nüchtern?"

Allan Garell lächelte sein liebenswürdigstes Lächeln.

„Liebe Nelly, glaubst Du etwa, ich hätte mir solche Untugenden zugelegt?"

„Nein, bewahre, aber Du weißt doch —?"

Sie faßte sich in das Haar und glättete ihre zierliche Schürze. „Ja," sagte Allan, „eins weiß ich, nämlich daß ich Dich heute abend sehen mußte, und heute abend wollen wir gute Freunde sein, wir beide. Was auch Pastor und Kirchenrat und seine Richter sagen mögen!"

Seine Frau ging still an das Bufett und holte ein Gedeck für ihren Allan. Mit strahlenden Augen verfolgte er ihr Tun.

„Du bist also doch noch meine Nelly?" flüsterte er.

Bin ich es nicht immer gewesen?" flüsterte sie zurück.

Sie hatten einander viel zu sagen, Herr und Frau Garell — lauter unschuldige Sachen, durchaus keine brennenden Fragen. Wie das Geschäft ging, wie es mit der Arbeit im Hause stand. Frau Nelly war sehr geschickt in feiner Näharbeit, und das war nun ihre Beschäftigung während ihrer unfreiwilligen Strohwitwenschaft.

„Ich treffe Dich niemals auf der Straße," sagte sie. „Aber Du bist ja auch stets im Geschäft," fügte sie rasch hinzu.

„Ja, wo sollte ich sonst sein?" erwiderte ebenso rasch Herr Garell. Er war satt und ein wenig erhitzt.

Nun ja, natürlich," meinte sie.

„Aber — — Du bist also zuweilen aus?" All sein unbändiger alter Argwohn streckte wieder die Krallen heraus.

„Gewiß. Ich habe doch manches zu besorgen."

„Ja — gewiß." — — —

Eine halbe Stunde später wurden Frau Garells Nachbarn durch einen fürchterlichen Lärm aus ihrer Wohnung geweckt. Man erkannte ihres Mannes Stimme und erinnerte sich ähnlicher Auftritte von früher.

„Willst Du es leugnen, willst Du es mir ins Gesicht hinein leugnen!" schrie Herr Garell außer sich.

„Allan, Allan!" klagte und bat seine Frau.

Ein Faustschlag auf den Tisch, daß Gläser zerbrachen und Tassen umfielen, war seine beredte Antwort.

Frau Garell brach in Schluchzen aus, in ein unaufhaltsames, verzweifeltes Schluchzen. — — —

Es klingelte draußen. Man hatte nach der Polizei geschickt. Man wußte, daß es Herr Garell war, wo zu sein er nicht das Recht hatte: bei seiner Frau. Und er war gewaltätig. Man eilte ihr daher zu Hilfe. Und die arme Nelly mußte die Diener des Rechts hereinlassen. Sie hätte ihren Allan gern in einen Schrank versteckt, um ihn zu retten. Aber es war zu spät. Er stand am Tisch, beschämt, schon voller Reue, bei frischer Tat ertappt. Willig ließ er sich hinausführen. Auf der Straße fragte ihn einer der Polizisten:

„Aber warum gehen Sie denn zu Ihrer Frau, Herr Garell, ohne es zu dürfen — — — nur um zu zanken?"

Allan zögerte eine Weile mit der Antwort und seufzte dann schwer: „Ich — hab sie ja so lieb!"

Die Feldpostkarte.

Ein Bild aus dem Wiener Leben von Karl Wörth. (Nachdruck verboten.)

Im grünen Wien, in einem stillen Gäßchen, von wuchernden Weinreben umsponnen, liegt ein kleines Haus. Zwerggröße zwar, aber unendlich gemütlich, unentlich anheimelnd, hatte es doch ein Liebespaar zu seinem Heim erwählt. Das Siegel der Kirche war ihrem Bunde schon vor Jahren gespendet worden. Er war ein kleiner Beamter und sie eines jener Mädchen, die genötigt sind, ihre schönsten Jugendjahre hinter einem Verkaufstisch zu verbrodeln. Sowie er einen etwas höheren Rang erreicht hatte, heirateten beide — sie war keine morderne, keine jener Frauen, deren Glück — Glück? — in der Abwechslung besteht. Ihr Karli war ihr Alles und ihr Einziges. Was sie ersehnte, was sie fühlte, was sie erfüllte, ihr Träumen und ihr Hoffen, dies alles galt nur ihm. In der Tür ihres kleinen Reiches erwartete sie ihn alle Abende und erst, wenn er gekommen war, begann für sie der Tag: Lichter wurden angezündet, der Ofen strahlte wohltuende Wärme aus, ein Tee wurde sogleich aufgegossen und selig saßen denn diese beiden großen Kinder eng beieinander. Allein standen sie in der Welt und ihr Glück bestand nur im gegenseitigen sich besitzen. Wenn des Abends die Sonne die Linien des Kahlen-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219170901-11/fragment/page=0008

Mazedonische Freiwillige in Prilep, die sich für Bulgarien erklärt haben und teilweise den Sicherungsdienst usw. versehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219170901-11/fragment/page=0009

berges golden umspann, dann setzte sie sich zum Klavier und wunderbar einfache Weisen ertönten in die sinkende Nacht.

So war es, solange der Frieden die Heimat beglückte. Der Weltkrieg kam — der Kaiser rief zu den Waffen. Sein Ruf drang auch ins süße Nest am Wienerwald. Er war Reserveoffizier und so war es seine Pflicht und sein Wille mit der Kraft des Einzelnen das Allwerk zu unterstützen. Heiße Tränen flossen, Bitten und herzinnige Gebete stiegen gegen den Himmel, als die junge Frau die Uniform für ihren ins Feld ziehenden Gatten vorbereitete. Der Abschied kam; sie wollte sich aufrecht halten und als wahre selbstlos Liebende gelang es ihr auch. Ein langer, inniger Kuß, ein heißes Aufschluzen, noch ein letztes sich in die Arme werfen und er war im Grau der Nacht verschwunden. — Einsam und unsäglich traurig eilte sie in sein Zimmer, jeder Gegenstand mahnte sie an ihm, jeder fragte sie: Wo ist er? Wo? Wann kommt er wieder? Und die Uhr am Schreibtisch schien leise, aber dennoch so scharf zu ticken: Weiß nicht! Weiß nicht! — Die Abendstunden, die ihr sonst so schön erschienen waren, wurden furchtbar lang. Die Nächte erschienen ihr endlos. Die Tage vergingen in Sorge und Kummer. Und dennoch zog durch sie, so ganz heimlich, ein leises Hoffen, eine schwache Zuversicht. Es wird gut enden, alles gut enden. . . .

Täglich erwartete sie beim Gartenpförtchen den Briefträger, ihn, den sie sonst nicht gekannt, lernte sie nun wohl kennen; ja, sie konnte sogar schon in seinen Zügen lesen, sie konnte sich bereits voraussagen, daß er wieder für sie nichts hatte. Es war sonderbar, er war 3 Wochen fort und es kam nichts, keine Zeile. Alle Möglichkeiten erwog sie. Ihr armes geplagtes Gehirn erzählte ihr von allem Unglück, was geschehen hätte sein können, daß er irgendwo gefangen, verwundet. — „Nein, nicht weiter!" schrie alles in ihr. Ihr hämmernder Kopf wieder spiegelte ihr in glücklichen Momenten Besseres vor, er sei bloß von der Poststation abgeschnitten, morgen aber werde er sicher schreiben. Diese Tage waren ein Martyrium für diese ruhmlose Heldin. Abgegriffen wurden die Seiten ihres Gebetbuches, wohlvertraut die Räume der Kirche. Den Nachbarn, die so furchtbare Dinge erzählten, ging sie in großem Bogen aus dem Weg; die sogenannten Freundinnen mied sie überhaupt, denn ihre Frage „was der Mann denn eigentlich schreibe", machte sie fast wahnsinnig. So war sie ganz allein in ihrem Kummer. . . .

Und an einem Tag, wo in ihrem Innern Orkane tobten, eilte sie hinaus in die grüne Welt, um sich dort einmal so ordentlich ausweinen zu können. Zu ihren Füßen lag das große, weite Wien. Der Steffel stieg majestätisch ins blaue Firmament und das Silberband der Donau durchquerte die sonst so lachende Stadt. Und alles erschien ihr so fest, so gut gemauert, als könnte sich da nichts ändern. Ebenso ihr Glück. „Es kann sich da nix ändern, es kann net auf amal a Unglück kommen. Da fällt ja der Turm ein, wenn sich auch dös wendt!"

Und ganz gerührt blickte von ihrer Höhe Frau Vindobona auf dieses arme Winerkind herab, das so inniglich um sein Glück bat. Voll von Hoffnung und Glauben an eine gute Botschaft stieg unser Frauerl zu ihrem verlassenen Heim herunter. Ehe sie in den Briefkasten guckte, sandte sie noch ein Stoßgebet zu unsern lieben Herrgott und siehe da, ein weißer Streifen blitzte ihr entgegen. Gott sei Lob und Dank!

„Bin gesund, Frauerl, mach Dir keine Sorgen und halt Dich barv! Es küßt Dich tausendmal, Karli!"

Sie weinte vor Freude, küßte die lieben Züge, auf einmal bekamen die blutleeren Wangen Farbe. In der Stube erzählte sie es allen, den Kästen, dem Schreibtisch, der Kredenz. All dem Gerät las sie sie vor und ganz besonders der Uhr, bloß damit sie sich ärgere. Und im Garten wogten die Bäume ineinander; der laue Wind verkündete ihnen diese frohe Kunde und er brachte sie auch Vindobona. Und über der grünen Welt lag ein stilles, seliges Glück.

Schleswig-Holstein meerumschlungen . . .

(Fortsetzung.) Geschichtlicher Roman zur Erinnerung an das Jahr 1864 von Konrad Döring. (Nachdruck verboten.)

An diesem furchendurchzogenen Steintisch saß an einem der letzten Junitage des Jahres 1864 ein anderer Gefangener, zwar kein König, wie aber an seiner schon arg mitgenommenen Uniform kenntlich, ein Krieger Dänemarks. Er starrte mit finsterer Miene auf die uralte Platte, auf der die Reste eines frugalen Frühstücks standen, und blätterte nervös in einem Aktenstück, das vor ihm lag. Es war das Urteil des königlich dänischen Kriegsgerichts der zweiten Brigade gegen den Infanteristen Adolf Johannsen zu Sundby, kommandiert zur Dienstleistung auf S. M. Panzermonitor „Rolf Krake" und wegen Fahnenflucht vor dem Feinde zu 15 Jahren Kerker verurteilt! Von einem Todesurteil war nur deshalb Abstand genommen, weil der vorgesetzte Offizier des Verurteilten durch Fahrlässigkeit, begangen durch Entsendung des Deserteurs in der Dunkelheit vom Bord des Schiffes, diesem direkt die Gelegenheit zur Desertion verschafft hatte.

Der Gefangene war aufgestanden und lauschte auf ein entferntes, unbestimmtes Geräusch, das schon seit längerer Zeit zu vernehmen war.

„Hoffentlich geht heute endlich der Transport von hier ab," murmelte er, „damit ich hier aus dem verwünschten Loch fortkomme. Mein Vorgänger hier in dieser Turmkammer, Herr Christian von Dänemark, mag ein gar grausamer Herrscher gewesen sein. Die siebzehn Jahre Haft in dieser Höhle haben ihn seine Blutbefehle reichlich büßen gemacht."

Er stand auf und unternahm einigemale denselben Rundgang um den Tisch, den der eingekerkerte Herrscher 330 Jahre vor ihm hier so oft gemacht hatte.

„Also nach Kronberg sollen ich und die anderen schleswigschen Landsleute, die sich ebenfalls bei der Desertion haben erwischen lassen, um dort bei den Befestigungswerken Sand zu karren. Ich muß es fast noch als eine Gunst des Schicksals betrachten, daß mich der gutmütige Unteroffizier Lundström mit auf die Liste des heutigen Gefangenentransportes geschmuggelt hat. Vielleicht findet sich hierbei die Gelegenheit zur Flucht. Meine arme Edda — —"

In diesem Augenblick klirrte draußen ein Schlüsselbund, die uralte, eisenbeschlagene Holztür, hinter der schon Christian II. geschmachtet hatte, ging auf und ein Offizier erschien in dem Gemach, hinter ihm mehrere Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett:

„Machen Sie sich fertig," sagte der Offizier, der es auffallend eilig zu haben schien. „Der Transport geht sogleich ab!"

Adolf Johannsen ergriff seinen Mantel und ein Bündel mit seinen wenigen Habseligkeiten. Die Patrouille nahm ihn in die Mitte und schnell ging es durch den Unteroffizierspeisesaal und die alte Treppe auf den Schloßhof.

Hier waren allenthalben Zeichen eines allgemeinen Aufbruchs bemerkbar. Waffen, Munitionsvorräte, Proviant, Berge von Kleidungsstücken, eiserne Geldkassetten, Aktenbündel und Archive wurden eiligst auf große Leiterwagen verladen, die in scharfem Trabe zum Schloßtor hinausrasselten. Entferntes, immer näher kommendes Schießen war vernehmbar und dichte Rauchschwaden trieben von der Stadt herüber auf das Schloß zu.

Eine Abteilung nach der andern verließ den Hof und inmitten der letzten befand sich Adolf Johannsen mit noch einigen anderen Leidensgefährten. Jeder Fluchtversuch wäre jetzt sicherer Tod gewesen. Die gefangenen Schleswiger zeigten verzweifelte und ingrimmige Mienen, denn sie hatten wohl bemerkt, daß ihre Kerkermeister sich auf der Flucht vor den heranrückenden Preußen befanden, die in erbittertem Kampfe mit den vor der Stadt aufgefahrenen Batterien standen. Die Stadt Sonderburg selbst hatten die Dänen vor ihrem Abzug in ohnmächtiger Wut in Brand gesteckt.

Ein mächtiger Feuerschein leuchtete auch von dem großen dänischen Hüttenlager bei Ulkebüll auf Alsen herüber, wo sich bis jetzt das Hauptquartier befunden hatte. Vor dem Abzug der Truppen war es ebenfalls dem Feuer übergeben worden und weithin dehnten sich dichter Rauch und Qualm über die grünen Gefilde der kriegerisch belebten Insel.

Rasch ging der Rückzug der flüchtenden Dänen nach der Halbinsel Kekenis, wo sie sich unter dem Schutze ihrer Kriegsschiffskanonen auf ihre Flotte zurückzogen. — — —

Bei günstigem Winde war das Segellinienschiff „Frederik VI." nach Fünen gelangt. Nachdem dort ein Teil der geretteten Mannschaften ans Land gebracht, setzte das Schiff am nächsten Morgen seine Weiterreise nach Kopenhagen fort. Von Faaborg ab blieb der „Frederik VI." im Schutze der dänischen Inseln und gelangte nach weiteren zwei Tagen in die Kjögebucht, südlich von Kopenhagen.

Hauptmann von Winterfeld und Premierleutnant Hardenberg waren an Bord gut behandelt worden, insbesondere hatte es der Offizier, der sie gefangen genommen, Major von Mygaard, nicht an kleinen Aufmerksamkeiten fehlen lassen.

„Wie ein Kannibalenhäuptling, der seine Schlachtopfer vor dem Verspeisen besonders mästet," hatte der Hauptmann hervor-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219170901-11/fragment/page=0010

geknurrt, als Major Mygaard seine Gefangenen mit seinem eigenen Zigarren- und Weinvorrat bewirtete.

„Sie tun ihm unrecht," bemerkte Hardenberg. „Wir sind als Gefangene keine Feinde mehr!"

„Er hat alle Ursache, uns gut zu behandeln," entgegnete der Hauptmann. „Gefangene preußische Offiziere sind bei den Dänen wahrlich ein seltener Artikel und das Danebrogkreuz ist unserm Major Mygaard für die Herbeischaffung unseres lebenden Gebeins sicher! Natürlich ist er uns jetzt wohlgesinnt, sind wir doch Leute, die ihm zur Dekorierung verhelfen. Objekte für Kopenhagener Ordensschacher, weiter nichts," redete er in seinem komischen Zorn weiter.

„Nun, so ganz unerträglich ist unser Los bei Havanna-importen und Bordeaux denn doch wirklich nicht," warf Hardenberg ein.

„Jubeln Sie nicht zu früh," entgegnete der andere. „Hier an Bord und unter dem Schutze unseres Majors mag es angehen. An Land aber wird der Wind höchstwahrscheinlich aus einer anderen Richtung pfeifen!"

Der Hauptmann sollte recht behalten. — — —

Das Linienschiff hatte soeben die Lotsenstation Dragor am Südende der Insel Amagar passiert und näherte sich der dänischen Hauptstadt. Kopenhagen zählte damals mit den Vororten etwa 200000 Einwohner, trotzdem dehnte es sich damals schon ziemlich weit an den beiden Ufern des Meeresarmes zwischen den Inseln Seeland und Amagar aus. Am Fort Trekoner vorbei fuhr der „Frederik VI." in den Kriegshafen ein und machte an der Insel Frederiksholm fest.

Bald darauf wurde die Ausschiffung der Gefangenen vorgenommen. Wie die beiden Offiziere erfuhren, war beabsichtigt, sie in der Festung Kronborg am Sunde, im nördlichen Teil der Insel Seeland bis zum Friedensschluß unterzubringen.

Major Mygaard begleitete sie die Schiffsbrücke hinunter.

„Ich bleibe bei Ihnen, meine Herren, bis sie sicher in der Eisenbahn sitzen."

„Aber das dürfte doch kaum vonnöten sein, Herr Major," entgegnete der Hauptmann. „So angenehm uns natürlich Ihre Gesellschaft ist," fügte er mit leiser Ironie hinzu, die der Däne aber überhörte.

„Lassen Sie mich nur bei Ihnen bleiben! Sie kennen unsern Kopenhagener Straßenpöbel nicht!"

Neben dem Linienschiff lag ein kleines Dampfboot, um die Gefangenen nach dem Kai an der Havnegade zu bringen, von wo aus dann nach einem Marsch durch die Stadt die Weiterbeförderung vom Nordbahnhof nach Helsingör vorgenommen werden sollte. Es wäre wohl einfacher gewesen, die Gefangenen mit einem Schiff sofort vom Kriegshafen nach dem Schloß Kronborg zu befördern, allein es schien, als wolle man absichtlich den Kopenhagenern das Schauspiel gefangener preußischer Krieger bereiten.

Das Dampfboot legte an der anscheinend menschenleeren Havnegade an. Aber nur anscheinend menschenleer war der Stadtteil, denn eine reihe Soldaten sperrte die Zugangsstraßen ab, die Tordenskjolds, die Peder Skrams — und die Juuldsgade. Dahinter aber wogte es Kopf an Kopf, Zehntausende standen dort dichtgedrängt, nur die schwache Postenkette von den wehrlosen Gefangenen getrennt.

Des Hauptmanns scharfes Auge hatte die harrende Menge wohl bemerkt, er faßte die Hand seines Kameraden:

„Hardenberg, es wird Ernst! Wir kommen nicht lebendig zum Bahnhof, wenn Gott uns nicht in seinen besonderen Schutz nimmt!"

Aber auch der Major Mygaard hatte den Ernst der Lage überschaut und wandte sich an den Führer des Dampfers:

„Auf meine Verantwortung werde ich vor den Gefangenen zunächst allein aussteigen. Sie stoßen sogleich wieder vom Kai ab und halten sich auf hundert Meter Entfernung vom Ufer, bis ich Ihnen das Zeichen gebe, zurückzukommen und die Gefangenen auszuschiffen!"

„Aber, Herr Major, ich habe ausdrücklichen Befehl, die Gefangenen schleunigst ans Land zu setzen und sogleich zurückzukehren," erwiederte der Schiffsführer.

„Und ich befehle Ihnen auf meine ausdrückliche Verantwortung hin, so zu handeln, wie ich es soeben angedeutet! Haben Sie mich verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Major!"

Der Dampfer legte einen Augenblick an und schon erhob sich drüben ein tausendstimmiges Wutgeschrei, das sich noch vermehrte, als nur ein Offizier in dänischer Uniform ans Ufer sprang, während das Boot schnell wieder vom Kai zurückdampfte.

Man sah, wie Major Mygaard mit eiligen Schritten die Havnegade entlang eilte und mit einem dort postierten Offizier lebhaft unterhandelte. Endlich bemerkte man, wie von der benachbarten Holmenskirche her eine Kompagnie Infanterie die Havnegade heruntermarschierte und am Landungsplatz des Dampfers haltmachte.

Major Mygaard winkte und der Dampfer näherte sich wieder dem Kai, worauf die Ausschiffung der Gefangenen vor sich ging.

Die Infanteristen bildeten am Ufer eine Gasse und nahmen die Gefangenen in die Mitte. Es waren die beiden Offiziere und etwa 10 bis 12 preußische Unteroffiziere und Gemeine. Dahinter kamen noch einige gefesselte Gestalten in zerlumpten dänischen Uniformen, bei deren Anblick ein orkanartiges Wutgeheul ertönte.

Unwillkürlich wandte sich Leutnant Hardenberg hierbei um zu dieser kleinen Gruppe und erschrak, als er einen der gefesselten Dänen erblickte:

„Adolf Johannsen, Du — — —!"

In diesem Augenblick erscholl ein Kommandoruf, die Infanteristen umgaben die Gefangenen von allen Seiten und der Zug setzte sich schnell in Bewegung. Die tobende Menge war nun kaum mehr zu halten. Der Militärkordon an den Straßenmündungen stemmte sich mit aller Gewalt mit vorgehaltenem Gewehrkolben gegen die andringende Masse, während aus den Fenstern der Häuser Steine und Hausgeräte herniedersausten.

Die Lage wurde von Sekunde zu Sekunde gefährlicher, die Gefahr drohte, daß die Menge die Soldaten nebst ihren Gefangenen einfach ins Wasser drängte, da bog zum Glück schon die Spitze der Kompagnie an der Holmenskirche in die Holmenskanalstraße ein. Auf dem gegenüberliegenden Kriegsministerium hatte man jetzt auch den Ernst der Lage erkannt und aus dem benachbarten Christiansborgschloß sprengte im Galopp eine Schwadron der berittenen königlichen Leibgarde heraus, die sich durch die Menge drängte und als eine weitere lebende Mauer die Begleitkompagnien und ihre Gefangenen umgab.

Der Zug hatte nun den Hoibroplads, den Hochbrückenplatz, erreicht, wo wiederum unübersehbare Massen standen, die den Transport mit gellendem Pfeifen und Johlen begrüßten.

„Ned med Tydsserne, nieder mit den Deutschen."

Allein durch dieses wogende und brausende Meer zog ruhig die Soldatenschaar, ohne daß einer der vielen tausend aufgeregten Schreier jetzt noch eine Hand zu erheben wagte, bis der Transport über den Amagertorv und seine Fortsetzungen den Nordbahnhof erreichte.

Dort drückte Major Mygaard seinen Schutzbefohlenen die Hand.

„Wenn Sie während Ihres Aufenthalts auf der Kronenburg irgend einen Wunsch haben sollten, so ist hier meine Kopenhagener Adresse. Wenden Sie sich dann nur getrost an mich! Glückliche Fahrt!"

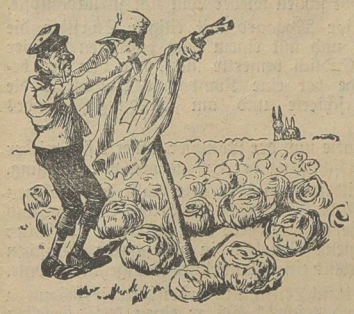
Die beiden Offiziere bedankten sich herzlichst für den Schutz, den er ihnen in der vergangenen, gefahrvollen Stunde hatte angedeihen lassen, und die Lokomotive setzte sich in Bewegung. Damals gab es noch nicht direkte Küstenbahn zwischen Kopenhagen und Helsingör. Die Züge mußten alle den weiteren Weg über Hilleröd nehmen und so dauerte es fast zwei Stunden, ehe der Gefangenentransport in Helsingör anlangte. Auch dort hatte sich eine zahlreiche Menge auf den Straßen zusammengefunden, gewitzigt durch die Kopenhagener Vorgänge aber sorgte die Militärbehörde hier rechtzeitig für ein ausreichendes Schutzaufgebot und so gelangten die zukünftigen Insassen der alten Kronenburg ohne weitere Gefährdung nach einem kurzen Marsch durch die Straßen Helsingförs an ihren Bestimmungsort.

Düster und drohend erhob sich das alte Gemäuer vor ihnen. An dem schweren Portal machte der Zug einen Augenblick halt und Hauptmann von Winterfeld wies den Leutnant auf die alten Inschriften über dem Torbogen, die mit den Worten beginnen:

„Trin ind, om est vaerd, —
Tritt ein, wenn Du das würdig bist," und schließt:
„God give Kongen og hans slegt en ävig rood,
Saalange Oeresund skal kysse Kronborg s Food.
Gott nehm den König und sein Haus ewig in Schutz,
Solang der Oeresund hier küsset Kronborg s Fuß!"

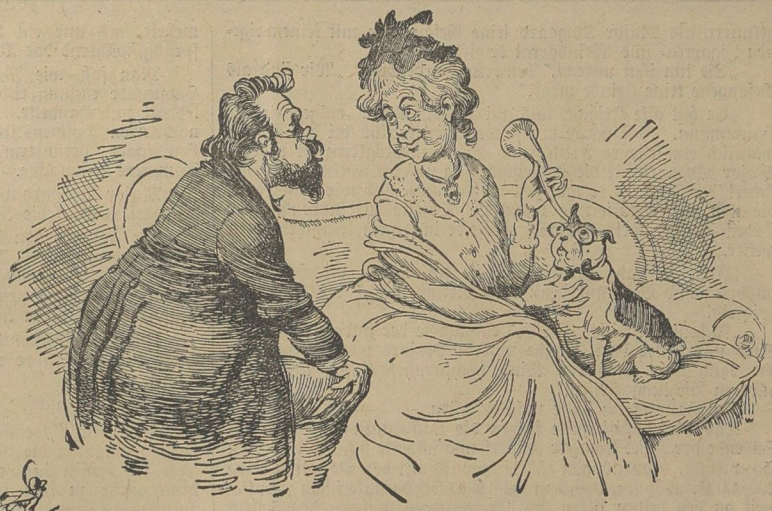
(Fortsetzung folgt.)

Vogelscheuchen.



Kohlbauer: „Es ist doch ein rechtes Kreuz! In der Schonzeit hab ich genug zu tun, daß ich die Hasen —

und in der Jagdzeit, daß ich die Jäger von meinem Kohl abhalt!"



Der alte Moppel.

Herr: „Was macht denn Ihr dicker alter Moppel noch?"

Dame: „Ach bei dem machen sich die Gebrechen des Alters leider bemerkbar; halb blind ist er, und unterhalten kann ich mich mit ihm nur noch mittels des . . . Hörrohrs!"

Begreiflich.

„Wenn Du in solcher Verlegenheit bist, begreif' ich nicht, weshalb Du nicht den Wirt Deines Stammlokals anpumpst?"

„Den Wirt, das tu' ich aus prinzipiellen Gründen nicht: man muß doch wenigstens einen Ort auf der Welt haben, wo man vor Mahnungen sicher ist!"

Druckfehler.

Leider verlor der hiesige litterarische Verein diese Woche seinen Verstand.

Das Lieblingsgetränk der deutschen Familie stammt aus der Cognakbrennerei von Kempe & Co., A.-G. Oppach i. Sa. Der herrlich „St. Afra-Likör" und sein Gegenstück, der köstlich belebende „Cognak-Exquisit" haben längst Eingang gefunden in das deutsche Haus. Auch andere Marken der berühmten Firma sind hier heimisch geworden, die anregende „Witwe Bolte", der süffige „Pan Dietrich" und die prickelnde „Fromme Helene".

Spezialmarken zur Zeit ausverkauft.

WINTER'S HEILSALBE
COMBUSTIN
für Brandwunden, Flechten, offene Füße, Aderbeine, Frostschäden, wunde, rissige Haut.
Ärztlich empfohlen.
Erhältlich in den Apotheken.
Alleiniger Hersteller:
F. WINTER JR.
Chemische Fabrik
Fährbrücke i. S.
„Niederlage und Versand Löwen-Apotheke Wildenfels i. Sa."

Wink.

Kellner: (einem Gast, der nie Trinkgeld gibt, ein Geldstück zuschiebend): „Bitte, geben Sie mir nachher diese zehn Pfennig — sonst geben mir die anderen auch nichts!"

Boshaft.

„Seit mein Mann an dem Operetten-Text schreibt, ist er immer so nachdenklich!"

„Wem denkt er denn nach?"

Vor Gericht.

„Sie haben ja da einen ganz schönen Einbruchsdiebstahl verübt!"

„Na, darin sind doch Herr Richter nicht kompetent!"

Unwiderstehlich.

„Karl, wie kommst du denn dazu, unser Stubenmädchen zu küssen?"

„Aber, Elise, schau sie Dir doch mal an!"

Strumpf-Garne
zu Mk. 12.30 das Pfund und teurer versendet ohne Bezugsschein von 4 Pfund an (Proben umsonst frei)
Erfurter Garnfabrik
Hoflieferant in Erfurt W. 23.

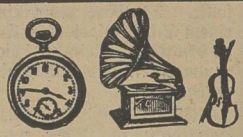
Postkarten 100 bunte M. 2,50
nach Empfang zu bezahlen
schöne Köpfe, Liebes-Serien, Landschaften, pair, humor, Brom-silber Kriegsk. usw.
E. J. Quenzel Hamburg 24 Fa.

Wer Geld sucht auf Ratenrückzahlung schreibe sofort an **C. Wittenberg, Berlin O. 160, Dolziger Str. 28.** Geschäft besteht 19 Jahre. Reelle Bedien.

Wasch- Toilette-Stücke oval, v. Kriegs-Amt genehmigt. Postpaket Mk. **5,20** frei, 200 St. Mk. **14,—** ab Lager. Nachnahme. **P. Holster, Breslau W. 201.**

Junge Liebe! Ein neuer, fesselnder Liebesroman von B. Gerth. Die standhafte Liebe zweier junger Menschen behandelnd, seelenvoll, erhebend, innig. Preis M 3.50 (Katal. grat.) zu bz. **E. Horschig Verlag, Dresden A. 16/44a.**

Erzgebirgische Miniatur-Holzspielwaren Volkskunst
Musterversand überallhin.
Robert Richard Meyer, Fabrik, Chemmnitz, Postfach 235, 3.



Teilzahlung
Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.
Kataloge umsonst u. portofrei liefern
Jonass & Co., Berlin A. 390, Belle-Alliance-Str. 7-10.

Photo-Aufnahmen gelingen stets totsicher mit dem „ALPHINA". Preis 1 M. Prosp. send. **Au & Co., Hamburg 5 Nr. 161.**

Ansichtskarten billig!
100 Kriegs-Postkarten . . . 3.—
100 Liebesserien-Postkarten . . 3.—
100 patriot. Flaggen-Postkarten 3.—
50 Echte Künstler-Postkarten . 3.—
Verlag Marder, Breslau I. 174

Auffallend schöne Handschrift erhält selbst der schlechteste Schreiber sofort durch unsern gesetzl. gesch. Lehrgang 5.— Mark komplett. **Gebr. Taube, Lehrer Halle a. S. 34. Ludw.-Wuchererstr. 28.**

Guten Ersatz bietet mein glänzend begutachtetes und vielfach erprobtes weiches
Salmiak-Schmier-Waschmittel.
Schäumt tadellos. Macht die Wäsche blütenweiss. Garantiert unschädlich. Versand ohne Karte, den zirka 10 Pfund-Eimer Mark **7.50** per Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages.
B. Hohnholz, Berlin-Tempelhof B, Stollbergstraße Nr. 4.

Druck und Verlag der Neuen Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs, Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. Verantwortlich: Max Eckerlein, Charlottenburg, Weimarerstr. 40.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219170901-11/fragment/page=0012

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,20 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,85 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,53 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile 20 Pfg.
Im Kreise amtliche Anzeigen 20 Pfg., andere Anzeigen 15 Pfg.
Reklamen pro Zeile 30 Pfg.
Inserate werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 69. Nebra, Sonnabend, 1. September 1917. 30. Jahrgang.

Das Jahr Hindenburg.

Am 29. August 1916 wurde die Welt durch die Mitteilung überrascht, daß der Kaiser den Chef des Generalstabes des Feldheeres, General der Infanterie v. Falkenhayn zwecks anderweitiger Verwendung von seiner Stellung enthoben und an seine Stelle den Generalfeldmarschall v. Hindenburg zum Chef des Generalstabes und den damaligen Generalleutnant Ludendorff unter Beförderung zum General der Infanterie, zum Ersten Generalquartiermeister ernannt habe. Ein lang gehegter Wunsch des deutschen Volkes ging damit in Erfüllung.

Kurz vorher waren wichtige Ereignisse in der äußeren Politik zu verzeichnen, denn am 27. August hat Italien an Deutschland den Krieg erklärt. War dieser Vorgang in militärischer Beziehung auch belanglos, so war er doch von großer Bedeutung dadurch, daß einen Tag später, im Anschluß an diese Kriegserklärung, Rumänien den Krieg gegen Österreich-Ungarn eröffnete. Deutschland sah sich nunmehr genötigt, aus diesem Grunde gleichfalls den Krieg zu erklären, da dieses Land unter treulosem Bruch der mit uns abgeschlossenen Verträge sich als Feind unserer Bundesgenossen erklärt hatte. Rumänien war allgemein als eine verhältnismäßig starke Macht bekannt, deren Feindschaft nicht leicht genommen werden konnte. Gleichsam als Gegenzug gegen diese Machenschaften der Entente wurde Deutschlands berühmtester Heerführer zum Chef des Generalstabes ernannt, damit jetzt seiner überlegenen Strategie alle Fronten gleichmäßig unterstanden. Bis zu diesem Tage hatte Hindenburg nur einen Frontabschnitt auf dem östlichen Kriegsschauplatz unter sich.

[illegible] der Ernennung Hindenburgs zum Generalstabschef [illegible] eine Umänderung der Verhältnisse bemerkbar. In Rumänien wurde zwar anfangs die österreichisch-ungarische Front in Siebenbürgen elastisch zurückgebogen, um der Übermacht des Feindes auf einer kurzen Strecke Widerstand leisten zu können, aber schon wenige Wochen später begann von der Dobrudscha aus, sowie durch die siebenbürgischen Grenzpässe der siegreiche Vormarsch unserer verbündeten Truppen, deren schneller Lauf unser Heer durch die Walachei über die rumänische Hauptstadt hinweg an das Quellgebiet der Donau führte. Auch dieser neue und nicht zu unterschätzende Gegner ward siegreich überrannt.

Hindenburg bewährte sich nach zwei Richtungen hin als vorbildlicher Heerführer. Erstens als Organisator der siegreichen Verteidigung und zweitens als Führer der siegreichen Offensive. Wenn er nicht überall die Offensive als den leitenden Gedanken seiner Führung walten ließ, so liegt dies an den besonderen Umständen dieses Weltkrieges, denen er großzügigsterweise Rechnung trug. Er hat nur das eine vor Augen, den endgültigen Sieg Deutschlands und einen siegreichen Frieden. Auf welchem Wege er zu diesem Ziel kommt, das läßt er von den Umständen abhängen. So hat er im Westen ganz neue Grundsätze der Kriegführung verwirklicht, indem er zur Abwehr des zahlenmäßig überlegenen Feindes die starke „Siegfried-Linie" schuf und damit, den modernen Verhältnissen des Krieges entsprechend, eine ganz neue Art Festungsstellung in den Krieg einführte, die zur Abwehr der modernen Kampfmittel ganz besonders geeignet erschienen.

Auch an den anderen Stellen der Front wurde ein weitverzweigtes und vielmaschiges Zonensystem geschaffen, das jede Offensive, auch des stärksten Feindes, labyrinthartig erstickt. Dem Feinde wird ein guter Teil seiner stärksten Artilleriewaffen dadurch geradezu aus der Hand geschlagen, da sie ihrer Wirkung beraubt werden. So hat er die ganze Westfront als eine gewaltige, viele hundert Kilometer lange Festung ausgebaut, die allen feindlichen Gewalten trotzt und an der jeder feindliche Angriff zerschellen muß. Die ungeheuren französischen und englischen Offensiven und ihr blutiger Zusammenbruch auf allen Stellen von Ypern bis Verdun zeigen die neue Kriegführung Hindenburgs in glänzendstem Lichte. Im Osten hat er neben der siegreichen Verteidigung ebenso wie in Rumänien der Durchbruchs- und Bewegungsschlacht wieder zu ihrem alten Recht verholfen. Im Innern des Landes hat er die „innere Front" organisiert und jede verfügbare Kraft durch das Hilfsdienstgesetz dem Kriege dienstbar gemacht.

Zur See wurde wenige Monate nach seiner Ernennung zum Generalstabschef der uneingeschränkte U-Boot-Krieg erklärt, der mit Recht von ihm als stärkste englische Flankendrohung bezeichnet worden ist. So sehen wir Hindenburg in kurzer Zeit im Heer und im Innern des Landes als weisen Führer und Berater des Volkes schalten und walten, und jede Maßnahme, die er bisher ergriffen hatte, war zum Segen Deutschlands.

Englands Finanzsorgen.

Die Kriegskredite Englands haben die hundertste Milliarde überschritten. Durch feste Anleihen sind aufgebracht 42 Milliarden Mark. Bleiben 60 Milliarden Mark kurzfristig gedeckt. Um einen Teil der kurzfristigen Schulden zu konsolidieren und neues Geld zu erhalten, wird man in England nun doch zum Äußersten, zum Letzten, zur Zwangsanleihe greifen, mit der schon bei der dritten englischen Kriegsanleihe gewinkt und den „freiwilligen" Zeichnungen auf die Strümpfe geholfen wurde.

20 Milliarden Mark hat England hergepumpt; ob es davon wieder etwas sehen wird, muß es selbst am besten wissen. Zu Milliarden hat sich dabei seine eigene Verschuldung ans Ausland gehäuft, und sie wächst (für Ernährung und Kriegsgerät) immer weiter. An die Stelle von regelmäßigen Einnahmen aus Frachtraten und ungeheurem Besitz an ausländischen Wertpapieren — unter dem Druck der Not abgestoßen — treten umgekehrt regelmäßig wiederkehrende Verpflichtungen an das Ausland mit valutadrückenden schweren Folgen und Sorgen. Die Ansprüche seiner Bundesgenossen, deren Finanzanzierung es notgedrungen übernehmen muß, wenn diese für die Ideale der (englischen!) Menschheit weiter am Gängelband gehalten werden sollen, wachsen und wachsen. Einmal weil die Kosten steigen und zum anderen, weil [illegible] eigene Finanzkraft auf allen vier Beinen lahmt. Mehr als doppelt so hoch wie die unsrigen sind die Kriegskosten der Feinde. Ketten aber, die sich täglich mehr zuziehen, sind auch für robuste Naturen lebensgefährlich. Man braucht die wirtschaftliche Unterstützung des würdigen Bruders jenseits des großen Wassers nicht zu unterschätzen, darf aber feststellen, daß das Maß seiner finanziellen Hilfeleistung in England arg enttäuscht.

Aus der Abwärts-Entwicklung der englischen Valuta wollen wir gewiß keine übertriebenen Schlüsse ziehen. Aber weil man sich über die ganz natürliche Entwertung der deutschen Reichsmark allzu voreilig aufgehalten hat, darf doch bei jeder passenden Gelegenheit vermerkt werden, daß das englische Pfund, die „Weltmünze", obwohl Krücken genug zur Verfügung standen, sich auf seinen schlotternden Beinen nicht hat halten können. Die Kriegsgewinne werden schon mit mehr als 3/4 eingezogen, die Steuerschraube ist schon bis an die oberste Windung gelangt (40% des Einkommens), und doch sind regelmäßige Lasten über die Schuldzinsen hinaus mit wahrscheinlich 4 Milliarden Mark ungedeckt.

England zahlte Kri[illegible] mittel milliardenweise [illegible] Verminderung seines [illegible] noch Geld tribut- [illegible] (Wir erzeugten Muni[illegible] Inland und zahlten a[illegible] stoffversorgung ist ge[illegible] auch. Geldwirtschaftlich [illegible] unerschütterlich. Wer [illegible] von sich sagen?)

Wir wollen von [illegible] lands nicht sprechen. [illegible] werden nicht bestreiten [illegible] aus ihren eigenen Na[illegible] der Friedenszeit ihre [illegible] zum dritten Teil den [illegible] den Fleischbedarf mit [illegible] wissen weiter aus [illegible] Statistiken, daß es se[illegible] baufläche trotz hochtöne[illegible] sehr bescheiden ha[illegible] Tag für Tag verringe[illegible] Engländer am schme[illegible] raum, somit die Zufu[illegible] der Angst vor den U-[illegible] es denn immerhin [illegible] Besucher Englands i[illegible] Not, die strafende No[illegible] Hierzu ersehren wir a[illegible] mit', daß schon vor [illegible] 223 %, für alle Ware[illegible]

Der Mangel an [illegible] eine weitere Gefahr [illegible] das Fehlen der Zufuh[illegible] stoffen, die England i[illegible] kann. So bleibt [illegible] Mangel. Aber auch [illegible] hat es Vorräte unter Tag, aber die notwendigen Hilfsstoffe fehlen für eine genügende Förderung. England lernt solchergestalt am eigenen Leibe erkennen, was es mit dem Aushungerungskrieg, den es gegen Deutschland erfolglos unternahm, eigentlich auf sich hat.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Die kanadischen Blutopfer.

Nach Meldungen aus London belaufen sich die kanadischen Verluste auf Grund amtlicher Angaben von Beginn des Krieges bis Ende Juli auf 101 948 Mann und 4544 Offiziere, von denen insgesamt über 25 000 Mann gefallen oder ihren Verletzungen erlegen sind.

*

Französische Warnrufe.

Die Schlacht tobt auf dem Lande, schreibt der „Intransigeant", aber ihre Entscheidung fällt auf dem Wasser. Auf dem Lande wird Amerika früher oder später seine Millionen Menschen in den Kampf werfen, um die deutsche Macht zu brechen, aber unter der Bedingung, daß es uns nicht vorher an Schiffen fehlt, um unser Heer und unsere Bevölkerung mit Lebensmitteln und Rohstoffen zu versehen. Da liegt das Problem. Deutschland richtet seine ganze Anstrengung auf die Seeräuberei. Wenn unsere Anstrengung der seinigen nicht entgegenwirkt, kann unsere Lage sehr ernst werden. Über diese Frage ist die öffentliche Meinung in Frankreich sehr schlecht unterrichtet worden.

*

Gegen Lloyd Georges Beruhigungsschwindel.

Der englische [illegible] überständige Thirkell führt zum [illegible] in der „Daily Mail" aus: Lloyd Georges Angaben über die Verluste der britischen Handelsflotte vom April bis Juli stellten zwar eine Abnahme von 43 % fest; man dürfe aber nicht vergessen, daß die Verluste vom März bis April um 54 % stiegen. Ein neues Steigen sei daher keineswegs ausgeschlossen. Die bemerkenswerteste Angabe Lloyd Georges sei gewesen, daß die Zahl der feindlichen Tauchboote beständig zunehme. Deutschland sei somit trotz der verbesserten britischen Verteidigungsmaßnahmen imstande, seine Tauchbootflotte schneller zu vermehren, als England imstande sei, ihr Verluste beizubringen. Bei dieser Schlage sei es für England lächerlich, von Erfolgen zu reden. Deutschland baue beständig weitere Tauchboote für einen Zweck, der tatsächlich der so laut angekündigte sein könne, vielleicht aber auch ein ganz anderer sei. Wenn England diese Absichten bereiteln wolle, müsse es die Tauchboote vernichten.

*

Die 11. Isonzoschlacht.

Ein Kopenhagener Blatt nennt die Isonzoschlacht das größte aller Offensiv- [illegible] ndes. Ca- [illegible] istanstrengung [illegible] n. Die Eng- [illegible] fürchterlicher [illegible] erlesen. Der [illegible] ger Überlegen- [illegible] Geländefort- [illegible] an bisher er- [illegible] Durchbruches

[illegible] Staaten.

Staaten be- [illegible] Millionen [illegible] Mark); zwei [illegible] an die Ver- [illegible] ng an Deutsch- [illegible] Ver. Staaten

[illegible] lschau.

[illegible] Kerenskis [illegible] renz, daß [illegible] nds Bundes- [illegible] iedensangebot [illegible] ntliche Nordd. [illegible] bliche zweite [illegible] nds an die [illegible] der Phantasie [illegible] existiert.

[illegible] des Reichs- [illegible] ssprache über [illegible] geführt. Ein [illegible] lichen, sozial- [illegible] eordneten ge- [illegible] stellter Antrag, der den Reichskanzler ersucht, für die besetzten Gebiete Litauen und Kurland alsbald Vertretungen der Bevölkerung in die Wege zu leiten, die vom Vertrauen aller Volksteile getragen sind, und, soweit die militärischen Verhältnisse es gestatten, Zivilverwaltungen zu schaffen, wurde einstimmig angenommen. Es kam dann die Äußerung des Abg. Erzberger (Ztr.), man möge ihn nur mit Lloyd George an einen Tisch setzen, er würde sich in einer Stunde mit dem englischen Staatsmann verständigen, zur Erörterung. Auf die Anfrage eines konservativen Abgeordneten, was Abg. Erzberger mit dieser Äußerung gemeint habe, erfolgte keine Antwort des Abg. Erzberger. Damit wurde die Debatte geschlossen.

* Der Verfassungsausschuß der Zweiten Sächsischen Kammer beschloß über die vorliegenden Anträge auf Reform der Ersten Kammer. Einstimmig wurde u. a. beschlossen, berichtende Sitze zu beseitigen. Das Recht des Königs, jeden Rittergutsbesitzer in die Erste Kammer zu berufen, bleibt bestehen. Das Wahlrecht für Wähler, die über die Landwirtschaftsvertreter zu bestimmen haben, soll auf eine breitere Grundlage gestellt werden.

Polen.

* Wie die „Lodzer Zeitung" meldet, hat der gesamte Staatsrat des Königreichs Polen seinen Rücktritt eingereicht. Von einem Schritt in dieser Richtung ist in den vergangenen Wochen und Monaten schon wiederholt die Rede gewesen. Ohne zu wissen, welche Gründe der Staatsrat für seinen Rücktritt angegeben haben dürfte, kann man sich doch schon jetzt ein ungefähres Bild von der Sachlage machen. Den Herren geht es mit dem, was sie unter politischer Arbeit zur vollen Herstellung des politischen Staatswesens verstehen, nicht rasch genug vorwärts. Schon im Mai d. J. hatten sie sich veranlaßt gesehen, sehr dringliche Vorstellungen bei den Besetzungsmächten zu erheben, und schon damals spielten sie zum mindesten mit dem Gedanken der Arbeitseinstellung. Wenn sie jetzt tatsächlich erfolgt, so bleibt sehr zu bezweifeln, ob diese Maßnahme das Interesse des neuen werdenden Staatswesens fördert.

England.

* Der Konferenz der Verbandssozialisten, die in London tagte, hat die englische Regierung eine neue Erklärung über die Kriegsziele vorgelegt. Auf der Konferenz sind außer Großbritannien Frankreich, Belgien, Rußland, Griechenland, Portugal und Südafrika vertreten. Nach einer Übereinkunft sollen nur Beschlüsse Gültigkeit erlangen, die einstimmig gefaßt werden.

Italien.

* Nach verschiedenen Blättermeldungen wird der Vatikan vom Vierverband die erste Antwortnote auf seine Friedensintervention aus Washington erhalten. Die allgemeine Antwort des Verbandes werde nach Angaben von Ribot und Lloyd George von Sonnino abgefaßt. Man rechnet darauf, daß sie anfangs September durch die Vermittlung des englischen Gesandten dem Papst überreicht werden kann. Wie die „Humanité" berichtet, werden bei dem Wiederzusammentritt der französischen Kammer 61 Sozialisten eine Interpellation über die Friedensanregung des Papstes einreichen. Die russische Regierung wird, da von Rußland in der Papstnote keine Rede ist, das Dokument nicht beantworten.

Rußland.

* Die Moskauer Konferenz, auf der Kerenski und andere Minister ein erschreckendes Bild von den innerpolitischen Zuständen Rußlands entworfen, hat keine Klärung der Lage gebracht. Sie hat lediglich gezeigt, wie groß die Kluft zwischen der Regierung und ihren immer zahlreicher werdenden Widersacher ist. — Die provisorische Regierung hat am 21. August amtlich das frühere Abkommen der zarischen Regierung gegen einen Sonderfrieden übernommen. Allem Anschein nach hat sie sich inzwischen auch zu den Kriegszielen des Zarismus, unter denen Konstantinopel eine besondere Rolle spielt, bekehrt. Daß damit die Geister des Aufstandes nicht beschworen werden, ist klar und so treibt denn das ehemalige Zarenreich einem neuen vielleicht noch schwereren inneren Konflikt entgegen.

Amerika.

* Präsident Wilson hatte mit dem Vorsitzenden des Arbeiterbundes Gompers eine Besprechung über die Streik- und Arbeiterbewegung in den Ver. Staaten. Gompers versprach, bei seinen Kameraden seinen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219170901-11/fragment/page=0013